

pro

1 | 2018

www.pro-medienmagazin.de

Zwei Qualitätsmedien werden 40



Die Welterklärer

Zwischen Vertrauen und Vertrauensverlust

Bastian Sick



Sprach-
experte:
Keine Kultur
ohne
Tradition

Claudia Becker



Journalistin:
Kein Mut
ohne
Besonnenheit

Pascal Kober



FDP-
Politiker:
Keine Welt
ohne
Gewalt

Liebe Leserin, lieber Leser!

Vertrauen Sie den Medien? Oder gehören Sie zu denjenigen, die zunehmend skeptisch sind? Dieses Jahr feiern Tagesthemen und heute-journal 40. Geburtstag. Auf was schauen wir zurück?

Viele Menschen waren in den vergangenen Jahren enttäuscht darüber, wie unkritisch gerade öffentlich-rechtliche Sender über die Flüchtlingspolitik berichtet haben. Eine Studie des renommierten Medienwissenschaftlers Michael Haller belegt: Wichtige Medien haben zeitweilig ihr Fähnchen zu sehr in den Wind der Mächtigen gehängt. Und ARD und ZDF haben auch nachweislich Fehler begangen. In ihrer Titelgeschichte beschreiben unsere Autoren ein solches Beispiel im Zusammenhang mit der Ukraine-Krise.



Dennoch sind mir gerade diese Formate als Hort des seriösen Journalismus wertvoll. Trotz mancher Schwächen sind und bleiben sie eine wichtige Säule

unserer Demokratie. Lesen Sie im Titel, wie der langjährige TV-Mann Wolf von Lojewski die Jahrzehnte beim Fernsehen erlebt hat. Von Lojewski kennt beide Sender. Er spricht über gute und schlechte Entscheidungen, darüber, wie er den 11. September 2001 erlebt hat und warum er darauf vertraut, dass es Gott gibt. Ums Vertrauen geht es auch in anderen Beiträgen: Gerade Jugendliche orientieren sich zunehmend an „Influencern“, also an einflussreichen Meinungsmachern, die auf Instagram und Youtube „in“ sind und der Internetgemeinde verraten, was und welche Produkte „hip“ sind. Über einen solchen Influencer, der jungen Menschen etwas Besseres als tolle Produkte anbieten will, nämlich Gottes Wort, lesen Sie ab Seite 16.

Medienprofis machen Fehler. Auch, wenn sie beste Absichten verfolgen. Es ist richtig, wenn sie ihre Unabhängigkeit betonen. Zugleich sollten wir Medienmacher immer demütig bleiben. Theodor Wolff (1868–1943), der von Nazis in den Tod getrieben wurde, kann uns Vorbild sein. Schon Anfang des vorigen Jahrhunderts setzte der jüdische Chefredakteur in Berlin journalistische Maßstäbe. Als wortmächtiger Leitartikler respektierte er zugleich immer auch die Grenzen seiner eigenen Erkenntnis: „So schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht.“ Es gibt nur einen, der keine Fehler macht – das ist Gott selbst. Er ist vertrauenswürdig, gerade da, wo unsere Weisheit, unser Können und Wissen an Grenzen stoßen. Nicht umsonst heißt es im biblischen Buch der Sprüche (3,5): „Verlass dich auf den Herrn von ganzem Herzen, und verlass dich nicht auf deinen Verstand, sondern gedenke an ihn in allen deinen Wegen, er wird dich recht führen.“

Ich wünsche Ihnen, dass Sie darauf vertrauen können.

Christoph Irion

Ihr Christoph Irion



Kurzmeldungen	4
Leserbriefe	35

MEDIEN

Titel:	
„Menschen vertrauen Medien so sehr wie nie zuvor“	6
Unmut wegen Kohl und Jelzin in der Sauna	9
„Lügenpresse“ ist Unterstellung	13
Die bedrohliche Macht von Facebook	
Demokratie in Gefahr!	14
Starke Werte auf Instagram	
„Influencer“ Flavio Simonetti will den Unterschied machen	16
Weniger Hexenjagden, mehr Besonnenheit	
Ein Impuls von Claudia Becker	19

POLITIK

„Der liebe Gott hat es so gefügt“	
FDP-Politiker Pascal Kober im Interview	20
Es gibt ein neues Heimweh nach Gott	
Eine Kolumne von Wolfram Weimer	23

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.

Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.

Bestellen Sie proKOMPAKT **kostenlos!**

www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 915 151



26



47



32

Astronom Heino Falcke:
Wissenschaft und Glaube
gehören zusammen



49

Mutter zum Mieten

Das Geschäft mit Leihmüttern 24

PÄDAGOGIK

Hoffnung durch Bildung

Chancen für Kinder in Kenia 26

Mission daddeln

Für mehr Religion in Computerspielen 30

GESELLSCHAFT

Wenn das Unsichtbare sichtbar wird

Warum Glaube und Wissenschaft
zusammengehören 32

Beten ohne Unterlass

Ein Besuch im Gebetshaus 36

Der andere Jürgen Werth

Vom Obdachlosen zum Prediger 38

Advokat gegen Rechts

Ein Pfarrer kämpft gegen Neonazis 40

KULTUR

Sie macht die Bücher, er die Kasse

Ein Blick hinter die Kulissen eines Hundertjährigen 43

In China boomt das Christentum

Sinnsuchende entdecken Jesus 44

„Glaube kommt in den Medien zu kurz“

Ein Journalist reist um die Welt 46

Passionsspiele treffen auf Multimedia

Bibelkritiker bringt biblische Inhalte ins Theater 49

„Die Kraft der Bibel liegt in den Worten Jesu“

Sprachexperte Bastian Sick im Interview 52

Musik, Bücher und mehr

Neuerscheinungen kurz rezensiert 54

IMPRESSUM



Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
Vorsitzender Michael Voß | Geschäftsführer Christoph Irion
Redaktion Martina Blatt, Moritz Breckner (CvD), Nicolai Franz, Daniel Frick, Elisabeth Hausen, Anne Klotz, Anna Lutz, Michael Müller, Stefanie Ramsperger (Redaktionsleitung), Norbert Schäfer, Jörn Schumacher, Jonathan Steinert, Dr. Johannes Weil, Swanhild Zacharias
E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

Lesertelefon (0 64 41) 9 15 171 | Adressverwaltung (0 64 41) 9 15 152
Anzeigen Telefon (0 64 41) 9 15 167 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
Internet www.pro-medienmagazin.de
Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP
Druck Dierichs Druck+Media GmbH & Co KG, Kassel
Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 51390000 |
IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01, BIC VBMHDE5F
Beilage Israelnetz Magazin (16 Seiten)
Titelfoto ZDF/Klaus Weddig | NDR/Thorsten Jander



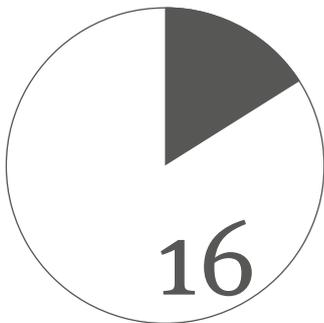
Von den 1,3 Milliarden Menschen, die in Indien leben, sind etwa 2,3 Prozent Christen

Foto: Open Doors

Hinduismus bedroht Christen immer mehr

Die hindu-nationalistische Bewegung in Indien wird immer größer – und mehr und mehr zur Gefahr für Christen und andere Minderheiten. Diesen Trend zeigt der diesjährige Weltverfolgungsindex des christlichen Hilfswerks Open Doors auf. Auf der Rangliste derjenigen Länder, in denen Christen am stärksten verfolgt werden, ist Indien in den vergangenen vier Jahren immer weiter nach vorn gerückt und liegt jetzt auf dem elften Platz. „Im Jahr 2017 wurde mit über 600 eine Rekordzahl an Übergriffen gegen Christen registriert“, heißt es im Bericht von Open Doors. Eingerechnet sind bei dieser Zahl Bedrohungen, gesellschaftliche Ausgrenzungen, Verhaftungen, Missbrauch und andere Formen der Diskriminierung.

Ähnliche Entwicklungen gibt es laut Open Doors auch im Nachbarland Nepal. Es steht dieses Jahr zum ersten Mal auf dem Index – an 25. Stelle. In zahlreichen Ländern – in Nordafrika, im Mittleren und Nahen Osten, in Zentralasien, Indonesien und auf den Philippinen – bedrohe nach wie vor und in zunehmendem Maße der politische Islam die Freiheit und das Leben von Christen. Allein unter den zehn Ländern, in denen Christen am stärksten verfolgt werden, sind acht wesentlich vom Islam geprägt. | JONATHAN STEINERT



16 prozent

der Ostdeutschen haben Vertrauen in die Berichterstattung im Fernsehen. Unter den Westdeutschen hat dies jeder Dritte. Nur 27 Prozent der Ostdeutschen halten die Presse für vertrauenswürdig. Im Westen sind es 43 Prozent. Der Berichterstattung im Radio schenken im Osten 41 Prozent Glauben und im Westen 59 Prozent. Dies ergab eine Forsa-Umfrage zum Vertrauen der Deutschen in nicht-politische Institutionen. Die Mediengruppe RTL hatte die Umfrage in Auftrag gegeben.

Der Umfrage zufolge halten nur 13 Prozent der in Ostdeutschland Lebenden die Katholische Kirche für vertrauenswürdig. Immerhin jeder dritte Westdeutsche schenkt der Institution Glauben. 34 Prozent der Ostdeutschen halten die Evangelische Kirche für vertrauenswürdig. Im Westen tut dies jeder Zweite. Dem Papst bringen 40 Prozent der Ostdeutschen und 57 Prozent der Westdeutschen Vertrauen entgegen. | JENNIFER ADAM

Drei Fragen an ...

... die Outbreakband. Sie gilt als Deutschlands erfolgreichste Lobpreisgruppe.
pro: Seit mehr als zehn Jahren machen Sie Lobpreismusik. Wird das nicht langweilig?

Juri Friesen: Nein! Lobpreismusik und ein entsprechender Lebensstil sind etwas ganz Essentielles. Lobpreis ist Beziehung, Intimität, Gespräch mit Gott. Wir können Gott am meisten gefallen, wenn wir seinen Willen tun. Deshalb wird es nicht langweilig. Es ist ein Geschenk für uns, dass wir das mit der Musik verbinden können.

In dem Lied „Souverän“ sind Elemente aus „Großer Gott, wir loben dich“ enthalten. Inwieweit steht moderne Musik in Konkurrenz zu traditionellen Liedern und Hymnen?

Stefan Schöpfle: Wir sehen überhaupt keine Konkurrenz, im Gegenteil: Diese alten Lieder haben teils so schön geschriebene Texte, dass sie mich manchmal mehr berühren als aktuelle Lobpreissongs. Im Fall von „Souverän“ wollten wir eine Hymne schreiben mit einem Refrain wie „Großer Gott, wir loben dich“. Wir dachten: Wir bekommen diese Qualität nicht hin. Dann kam uns die Idee, diesen Refrain zu nehmen und ihn neu zu machen. Diese alten Songs mit einzubinden und damit konfessionsübergreifend die Gläubigen anzusprechen, ist ein extremer Gewinn.

Warum schreiben Sie größtenteils deutsche Texte?

Mia Friesen: Viele Deutsche verstehen nicht so viel Englisch, wie sie glauben, oder müssen darüber nachdenken, was sie gerade singen. Diese Sprachbarriere kann ablenken im Lobpreis. Deutsch ist eine sehr schöne Sprache und gibt viele Facetten her, um Lieder zu schreiben und tiefe Gedanken zu haben. Ich finde es ein bisschen traurig, dass viele junge Deutsche denken, es sei cooler, Englisch zu singen. Ich glaube das nicht! | **DIE FRAGEN STELLTE MARTINA BLATT**

Schauen Sie das Video-Interview mit der Outbreakband online:

bit.ly/Outbreakband



Foto: pro/Jonathan Steinert

Mia Friesen, Juri Friesen und Stefan Schöpfle (v.l.n.r.) und acht weitere Mitglieder der Outbreakband haben im Januar nach mehreren Live-CDs ihr erstes Studioalbum „Atmosphäre“ herausgebracht.

Michael Voß ist neuer KEP-Vorsitzender

Der Journalist Michael Voß hat zum 1. Januar 2018 den Vorstandsvorsitz des Christlichen Medienverbundes KEP übernommen. Er folgt in dieser Position auf Margarete Hühnerbein, die das Amt 16 Jahre innehatte und dem Vorstand weiterhin angehören wird. Voß sieht den digitalen Wandel als „eine der größten und spannendsten Herausforderungen für unsere Mediengesellschaft. Auch und gerade für Christen in den Medien bieten diese gravierenden Veränderungen enorme Chancen und Aufgaben.“ Der neue Vorsitzende möchte den Wandel „medienethisch verantwortlich begleiten und mitgestalten“. Der Leitgedanke des Christlichen Medienverbundes, „Mehr Evangelium in den Medien“, sei auch im digitalen Zeitalter aktuell.

Voß gehört seit 2016 dem Vorstand an. Hauptberuflich ist er seit 25 Jahren für den Mitteldeutschen Rundfunk (MDR) tätig, zurzeit als Redakteur für das Nachrichtenradio MDR Aktuell im Funkhaus Halle. Er berichtet über digitale Technologien, ist für die Rubrik „Faktencheck“ zuständig und koordiniert am Newsdesk in Leipzig die Zusammenarbeit zwischen Radio, Fernsehen und Internet. Voß ist verheiratet und Vater eines erwachsenen Sohnes. | **NORBERT SCHÄFER**



Foto: Christlicher Medienverbund KEP

„Mehr Evangelium in den Medien“ bleibt auch unter seiner Leitung im Zentrum: Michael Voß und seine Vorgängerin Margarete Hühnerbein

Menschen vertrauen Medien so sehr wie nie zuvor

Noch nie vertrauten die Deutschen den Medien mehr als heute. Grund zum Jubeln für die Nachrichtensendungen Tagesthemen (ARD) und heute-journal (ZDF), die dieses Jahr ihren vierzigsten Geburtstag feiern. Aber die Qualitätsmedien stehen auch unter Beschuss. | JOHANNES WEIL UND NORBERT SCHÄFER



Der 20. Mai 2014 war ein schwarzer Tag für die Tagesthemen. Gleich zwei Beiträge gingen daneben. Caren Miosga erklärte vor einer Bildwand, die Menschen mit orangefarbenen Fahnen zeigte, dass diese in einem Stadion in Donezk in der Ukraine gegen prorussische Separatisten protestierten. Bildauswahl und Moderation erweckten den Eindruck eines prall gefüllten Stadions, in dem Zehntausende demonstrierten. Das entsprach nicht der Wirklichkeit. Amateuraufnahmen, die im Internet auftauchten, machten deutlich, dass nur wenige hundert Personen anwesend waren. In einem weiteren Beitrag hatte der Moskau-Korrespondent unter anderem über den Tod von zwei Personen in der Ostukraine berichtet. Umgekommen durch die „Kugeln der neuen Machthaber“, hieß es damals. Die Meldung war falsch. „Nach erneuter Recherche“ sei aufgefallen, dass die tödlichen Schüsse seinerzeit der falschen Seite zugeordnet wurden, hieß es später in einer Erklärung der ARD. Zuletzt wandte sich Moderator Thomas Roth am 1. Oktober mit einer Entschuldigung an das Publikum – mehr als vier Monate nach der Sendung.

Einem Netzaktivisten waren die Ungereimtheiten bereits zwei Tage nach der Sendung aufgefallen. Er habe das der Redaktion auch mitgeteilt. Die Unterstellung, die „westlichen Propagandamedien“ würden einseitig berichten, verbreitete sich auf einschlägigen Blogs und der Vorwurf der Lüge machte die Runde. Auch weil die Sendung aus der Mediathek der ARD gelöscht

worden war. Den Nachrichtenmachern waren Fehler unterlaufen, wofür sie sich entschuldigten. Zu spät. Der Vorwurf, bei ARD und ZDF handle es sich um willfährige Marionetten der Politik, blieb haften. Haben diejenigen, für die die Medienmacher schlicht Vertreter der „Lügenpresse“ sind, also recht?

Acht von zehn Befragten halten ARD und ZDF für vertrauenswürdig

Tatsächlich vertrauen die Menschen in Deutschland den Medien stärker, als es diese Anschuldigungen vermuten lassen. Das hat Kim Otto herausgefunden. Er ist Inhaber der Professur für Wirtschaftsjournalismus an der Universität Würzburg und forscht über das Vertrauen der Menschen in die Medien. Otto hat festgestellt, dass das Vertrauen von Menschen in die Medien nie höher war als dieser Tage. „55,7 Prozent der Deutschen vertrauen der Presse, 67,8 Prozent dem Radio und 60,5 Prozent dem Fernsehen“, erklärt der Wissenschaftler. „Auch, wenn sich das vielleicht nicht so viel anhört, sind es doch die höchsten Zahlen, seitdem wir sie erheben.“ Otto wertet an seinem Institut Langzeitstudien aus. Acht von zehn Befragten halten ARD und ZDF für vertrauenswürdig, wenn sie sich zuverlässig über Politik informieren wollen. Im Vergleich dazu liegen die Zeitschriften Spiegel und Focus bei etwa 55 Prozent, das Privatfernsehen mit 25 Prozent deutlich darunter.



Foto: NDR/Thorsten Jänder



Foto: ZDF/Klaus Weddig

Seit 40 Jahren wollen die Tagesthemen (links) und das heute-journal (rechts) die Zuschauer tiefgründig über das informieren, was die Welt bewegt

Auch das Interesse an den Flaggschiffen des Journalismus habe in den vergangenen Jahren zugenommen, sagt Otto. „Tagesthemen und heute-journal sind die Aushängeschilder des Informationsangebotes.“ Dabei hänge das Vertrauen der Menschen besonders von den Leistungen des Journalismus und einer differenzierten Sichtweise ab. Darum, zu erklären, wie Journalisten um Themen ringen und ständig auf der Suche nach der Wahrheit sind, geht es Claus Kleber. Nachrichten- und Politikinteressierte kennen ihn seit mehr als einem Jahrzehnt als Moderator des heute-journals. Er ist für viele Fernsehzuschauer eines der Gesichter, die für ausgewogene Berichterstattung stehen. Für andere ist er schlicht Vertreter der „Lügenpresse“.

Kleber selbst ist es immer wieder ein Anliegen zu schildern, wie Redakteure um Themen kämpfen und recherchieren. Dass weder Kanzlerin noch Oppositionsführer den Redakteuren ihre Agenda in den Teleprompter diktieren. Dass von „Staatsmedien“ oder „Systemmedien“ keine Rede sein könne. Dass weder Rundfunk noch Fernsehen staatlich gelenkt würden. Seine Botschaft: Hier ist nichts gesteuert, hier redet keiner rein.

Im Herbst 2017 hat er ein Buch darüber geschrieben. Er hat es „Rettet die Wahrheit“ genannt. Kleber ist überzeugt, dass „unsere Demokratie nicht überleben kann ohne Medien, ohne Journalisten, denen man – bei allen berechtigten Zweifeln – im Grunde traut“. Er hat sich selbst einmal als Anwalt der Zu-

schauber bezeichnet. Als Moderator sei er neutral: „In Interviews ist das ein bisschen anders. Da frage ich grundsätzlich aus einer Position, die nicht einverstanden ist mit dem, was die Interviewten sagen.“

Der Wissenschaftler Otto glaubt, dass Tagesschau und heute-journal auch noch ihre schärfsten Kritiker erreichen können. Einen möglichen Grund dafür sieht Otto darin, dass an Diskussionsrunden neben den etablierten Parteipolitikern auch AfD-Politiker teilnahmen. „Von daher war die öffentliche Diskussion hilfreich“, sagt Otto, weil dadurch die Zuschauer aus dem rechten Spektrum dem Fernsehen wieder mehr vertrauten. Als Beispiel nennt Otto das Morgenmagazin, das den Kritikern seine Räume geöffnet und einen Einblick in die Arbeit gewährt habe.

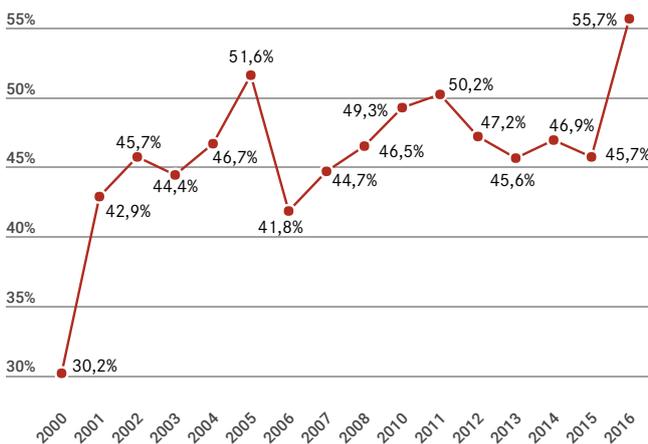
Eindringen von Parteigängern verhindern

Außerdem hat die ZDF-Moderatorin Dunja Hayali im Oktober 2015 eine Kundgebung der AfD in Erfurt besucht und dort Demonstranten interviewt. Auch wenn ihr dort öffentliche Aggressionen entgegenschlugen, bewertet der Forscher den Versuch als positiv, denn die Öffnung der Me-

dien in diese Richtung zeige, dass eben nicht getrickst und geschummelt werde.

Dem Vorwurf, dass der öffentlich-rechtliche Rundfunk, die verleumderisch von Populisten so bezeichneten „Mainstream-Medien“, Staatsnähe und Politikhörigkeit praktizieren, hält Moderator Kleber die Schilderung der Hintergründe und Vorgänge im „Sündenfall Brender“ entgegen. Ex-ZDF-Chefredakteur Nikolaus Brender hatte sich 2009 darum bemüht, das Eindringen von Parteigängern in die Redaktionen zu verhindern. Auch Versuche von Einflussnahme wollte er im Keim ersticken. Dadurch hatte der Journalist den Unbill von Politikern auf sich gezogen und musste am Ende gehen. Der Fall hatte dann eine Debatte um die Verfassungsmäßigkeit des ZDF-Staatsvertrags nach sich gezogen. Das Bundesverfassungsgericht urteilte schließlich, dass durch die hohe Anzahl von Politikern und staatsnahen Personen im ZDF-Fernsehrat und ZDF-Verwaltungsrat die freie Berichterstattung der Medien nicht gegeben sei, und beschränkte die Zahl der Politiker in den Gremien.

Vertrauen in die Medien



Das Vertrauen in die Medien ist so hoch wie seit 15 Jahren nicht mehr. Dies zeigen die erhobenen Daten des Eurobarometers: Im September jedes Jahres werden 1.500 Menschen im Auftrag der EU-Kommission repräsentativ befragt.

Quelle: Otto/Köhler 2017

Heute schauen durchschnittlich 3,8 Millionen Zuschauer das heute-journal. Die Tagesthemen erreichen im Schnitt 2,5 Millionen Zuschauer. Allerdings kämpfen die Sender mit einer massiven Überalterung des Publikums. Laut AGF/media control, einem Unternehmen, das die Reichweite der Fernsehnutzung misst, liegt der Altersdurchschnitt bei über sechzig Jahren. Die Sender haben Verschiedenes überarbeitet und auch den Bereich der Sozialen Medien ausgeweitet. Nicht geändert hat sich das Gesamtkonzept.

Auch die Sozialen Medien werden für die Macher beider Sendungen immer mehr zur Herausforderung. Für Kleber, der seit 2003 dabei ist, sind durch sie die „Schmutzfinken“ nicht unbedingt mehr geworden, „aber sie haben ein Megafon geliefert bekommen“. Es gebe auch konstruktive Kritik: „Aber man muss sich die Edelsteine herausfischen aus dem Dreck.“ Otto hat we-

nig Hoffnung für die Pöbler im Internet und in den sozialen Netzwerken. „Das ist verlorenes Terrain.“ Diese Menschen befänden sich in ihrer eigenen Blase, beschäftigten sich mit sich selbst und verteidigten ihr eigenes, pessimistisches Weltbild.

Bei aller Sorgfalt passieren Fehler

Lassen sich die Blogs rund um die Ukraine-Berichterstattung und diejenigen, die doch das Bild der „Lügenpresse“ vor Augen haben, einfach wegdiskutieren? Sicherlich nicht. An den linken und rechten Rändern sinkt das Vertrauen in die Medien, auch wenn es auf breiter Ebene so hoch ist wie nie zuvor. Auch die individuellen Biographien der Menschen haben Gewicht. „In Ostdeutschland haben die Menschen ein niedrigeres Vertrauen in die Medien“, erklärt Otto.

Dazu kommt, dass bei aller Sorgfalt Journalisten Fehler machen. Das Ukraine-Beispiel zeigt dies. Ingo Zamperoni, ARD-Moderator, sieht in dem Thema Fake News eine immer größere Herausforderung für Journalisten: „Schon heute gibt es Software, mit der man täuschend echt Politikern welche Aussage auch immer in den Mund schieben kann – das wird sich weiter perfektionieren.“ Daher wird auch das Recherchieren, Prüfen, Hinterfragen immer schwieriger und zugleich immer wichtiger. Dadurch unterscheiden sich Qualitätsjournalismus und andere Informationen, von denen es heutzutage viele gibt.

Otto vermutet, dass die öffentlich-rechtlichen Nachrichtensendungen durch die Sozialen Medien in Zukunft noch an Bedeutung gewinnen werden. „Alleine die Tatsache, dass es jetzt sogenannte Fake-News-Checker in den Redaktionen gibt, die prüfen, ob Nachrichten valide sind oder nicht, hilft weiter, Nachrichten einzuordnen.“ Weil im Internet jeder Nachrichten in die Welt setzen könne, wachse die Bedeutung von Angeboten, deren Qualität geprüft werden kann. Hoffnungsvoll ist Otto auch, wenn es um das Vertrauen in Print-Produkte geht. „Ich denke auch, dass die überregionalen Zeitungen an Bedeutung gewinnen und das Kommunikationsniveau anheben werden.“ Um die komplexe Welt zu erklären, sei eben häufig mehr als ein Tweet nötig. ■



Foto: Universität Würzburg

Kim Otto, geboren 1968, ist Professor für Wirtschaftsjournalismus an der Universität Würzburg. Dort forscht er unter anderem zum Vertrauen in die Medien. In seiner Zeit als Journalist wurde er unter anderem mit dem Adolf-Grimme-Preis ausgezeichnet.



Foto: ZDF/Renate Schäfer



Foto: NDR/Drischel

Ein vertrautes Bild für viele Zuschauer: Die Nachrichtensprecher verlesen die wichtigsten Nachrichten des Tages: Hanns Joachim Friedrichs (links), Dr. Hans-Dieter Kronzucker (rechts)

Unmut wegen Kohl und Jelzin in der Sauna

Am 2. Januar 1978 gingen das heute-journal und die Tagesthemen erstmals auf Sendung. Die beiden Formate gehören für mehrere Generationen zu ihrer wichtigsten Nachrichtenquelle. Wolf von Lojewski, Jahrgang 1937, hat für beide Sendungen gearbeitet. Im Gespräch mit pro erzählt er, was er sich von einer guten Nachrichtensendung wünscht, warum Zuschauer den Nachrichten vertrauen können und welche Frage er Gott als erstes stellen möchte. | **DIE FRAGEN STELLTEN**

NORBERT SCHÄFER UND JOHANNES WEIL

pro: Herr von Lojewski, wie haben Sie die Geburtswehen der Tagesthemen miterlebt?

Wolf von Lojewski: Ich habe an den Probesendungen und den ersten Tests mitgearbeitet. Die Tagesthemen waren der Versuch, Nachrichten nicht mehr in gestanzter Form zu verkünden, sondern ihnen mehr nachvollziehbaren Inhalt zu geben. Es ging darum, tiefer zu graben, nach Ursachen und Motiven zu forschen, nicht jedes Thema aufzugreifen, sondern die fünf wichtigsten eines Tages. Alles andere sollte in den Überblick eingehen.

Wo lagen die größten Schwierigkeiten?

Die ARD musste berücksichtigen, dass die verschiedenen Sendeanstalten ihre Quotenanteile einbrachten und in der Sendung auch entsprechend auftauch-

ten. Manchmal gab es Rivalitäten und Diskussionen, wenn plötzlich ein neues Thema aktuell wurde und dafür andere, sorgfältig geplante Beiträge aus der Sendung fallen mussten. Die ARD war ja gemeinschaftlich finanziert und verantwortlich, auch die Ressortleiter kamen aus den verschiedenen Sendeanstalten. Sie kämpften dann wieder darum, dass die von ihnen bestellten Beiträge abends auch erschienen. Inzwischen spielt das sicher keine große Rolle mehr. Wenn an einem Tag in einem Bundesland der Bär steppt, wird eben die ganze Sendung damit gefüllt.

Wie haben Sie aus den unzähligen Meldungen die Entscheidung getroffen, was wichtig ist?

Das ist wohl ein angeborenes Talent von

uns Journalisten. Die Redaktionen sitzen zusammen, schauen auf die aktuelle Lage und die Nachrichtenagenturen und entscheiden. In der Chefredakteurskonferenz wird noch einmal über die Themen gesprochen, aber da sind die Reporter längst unterwegs. Was die Konkurrenz macht, sehen wir abends auf dem Schirm, da wird nichts abgesprochen. Die Auswahl liegt alleine in der Redaktion. Nie hat ein Regierungssprecher angerufen und vorgeschlagen, was wir senden sollten und was nicht. Es ist natürlich schmerzhaft für die Korrespondenten, wenn ihr Beitrag aus dem Programm fliegt, weil etwas anderes wichtiger wurde. Am 11. September 2001 kam unser New Yorker Korrespondent Udo von Kampen gerade von einer Automes-



Foto: ZDF/Renate Schäfer



Foto: pro/Norbert Schäfer

Wolf von Lojewski kennt die Nachrichtensendungen von ARD und ZDF aus der Innensicht. Der Journalist hat die Tagesthemen und das heute-journal moderiert.

se aus Detroit zurück und war ganz stolz, wenn oder was er alles vor die Kamera bekommen hatte. Ich habe ihn angerufen und wir waren uns einig, dass in New York gerade die Hölle los sei – zwei Flugzeuge in die Türme des Welthandelszentrums gerammt. Klar, habe ich ihm versprochen, Detroit senden wir auch. Haben wir dann aber nicht getan. So läuft das Geschäft.

Wie haben Sie diesen Tag in der Redaktion erlebt?

Die Vorfälle ereigneten sich nach mitteleuropäischer Zeit nachmittags. In der Kaffeepause kam unser Chef vom Dienst Heiner Butz in mein Büro und sagte: „Schalten Sie mal CNN ein!“ Wir sahen immer wieder, wie ein kleines Flugzeug in einen der Türme flog. Kein Kommentar, kein Wort der Erklärung. Ich kannte ja den Flugverkehr auf den drei großen Flughäfen dort und vermutete spontan, da müsse wohl der Pilot eines kleinen Privatjets ohnmächtig geworden sein. Trotz der vielen Bilder hatten wir keine Ahnung, was los war. Als dann ein zweites Flugzeug in die Türme krachte, ahnten wir, worum es wirklich gehen könnte. Steffen Seibert hat die Nachrichtensendungen am Nachmittag moderiert, ich habe die Abendschicht übernommen und hatte den Vor-

teil, mir über das Ausmaß der Katastrophe noch ein paar Gedanken zu machen. Und dennoch habe ich die Sendung mit den Worten begonnen: „Irgendjemand hat Amerika den Krieg erklärt, aber wir wissen noch nicht, wer.“

Gab es da bereits Verdachtsmomente?

Der amerikanische Präsident George W. Bush hatte spontan Saddam Hussein in Verdacht. Erst später kam der Name Osama Bin Laden in den Kreis der üblichen Verdächtigen. Und noch viel später erfuhr die Welt, dass junge Araber in den USA Flugstunden genommen hatten, sich aber nur für das Steuern von Flugzeugen interessierten und nicht für das Starten und Landen. Es ist tragisch: Einen Tag vorher ist ein Freund von mir, Pilot bei der Lufthansa, in Newark gelandet. Er sah nichts von New York, nur Wolken. Am nächsten Morgen riss der Himmel auf. Bei schlechtem Wetter hätten die Terroristen gar nicht erkennen können, wo sie sind, möglicherweise wäre der Anschlag dann nicht passiert.

Welche Mechanismen treten in der Redaktion in Kraft, wenn so etwas passiert?

Sie müssen die Kolleginnen und Kollegen dann nicht erst zusammenholen. Die kommen von alleine. Journalismus ist

eine Leidenschaft, eine Form zu leben. Wer viel Geld verdienen will, muss es woanders versuchen. Die Arbeit wird verteilt: Korrespondenten anrufen, versuchen die Dimension des Vorfalls herauszufinden, Teilaspekte beleuchten, Anrufen von Experten, Leitungen bestellen, damit eine Übertragung nach Deutschland überhaupt funktioniert. Konferenzen finden auf dem Flur statt, es wird auf Zuruf gearbeitet und später oft auch gesendet. Der Moderator bekommt ein Kommando ins Ohr: Der und der Beitrag ist noch nicht da, in Berlin sitzt einer im Studio, der Näheres wissen könnte ... Es herrscht kreatives Chaos.

Die Tagesthemen sollten Hintergründe erläutern. Müsste die Sendung in unserer komplexen Welt nicht zwei Stunden dauern?

In ganz seltenen Fällen ja, im Normalfall lieber nicht. Heute kennt ja jeder den bunten Strauß unserer Krisen und deren Hintergründe. Und die Lösungen wissen wir Journalisten doch auch nicht. Man muss von Problem zu Problem den aktuellen Aspekt herausarbeiten. Jedes Mal wieder den großen Anlauf zu nehmen, wäre für den Zuschauer eine große seelische Strapaze, oder es würde ihn langweilen. Er möchte auf den neuen Stand

gebracht werden. Wenn eine Krise ganz neu ist, dann kann man damit auch eine ganze Sendung füllen.

Sind für die heutigen Nachrichten eher Bilder wichtig oder hat das Wort noch Gewicht?

Oft ist das Bild vom Wort nicht zu schlagen. Beim Fußball zum Beispiel der glückliche Fallrückzieher ins Tor ... Daran kann man sich gar nicht sattsehen, da ist jeder Kommentar nur hilfloses Gestammel. Es gibt aber auch Themen, die kann man einfach nicht bebildern, da werden die Bilder nur dazu missbraucht, irgendwelchen Text abzuladen. In einigen Fällen geht es aber auch anders herum, zum Beispiel John F. Kennedy: „Ich bin ein Berliner ...“ Und wenn einer – Politiker, Experte oder Philosoph – einmal etwas besonders Eindrucksvolles sagen will, dann nimmt er die Bibel zur Hilfe oder die großen Worte aus der Theologie, Worte, die klingen wie Musik. Bestimmte Choräle ergreifen mich. Bei anderen brumme ich nur mit und hoffe, dass der liebe Gott nicht zuhört.

Hat sich in den 40 Jahren etwas geändert, wann eine Nachricht eine Nachricht ist?

Ich glaube nicht. Die Diskussion um Kriterien ist sehr alt und führt uns nicht zum Ziel. Schon als Volontär bei den Kieler Nachrichten konnte ich beim Festvortrag eines Ministers herrlich dösen. Aber wenn ich an einer Stelle einen Widerspruch entdeckte zu dem, was seine Partei gerade beschlossen hatte, war ich sofort hellwach. Es ist mehr Instinkt als Wissenschaftlichkeit.

Was wünschen Sie sich für die beiden Geburtstagskinder Tagesthemen und heute-journal?

Dass sie immer genügend Personal haben. Die Nachrichten sind das Allerletzte, an dem die Sender sparen sollten. Ansonsten sollten die Formate so bleiben, wie sie sind. Nach meinem Abschied vor 15 Jahren hatte ich nach der einen oder anderen Sendung noch den instinktiven Impuls, den Schlussredakteur anzurufen und ihm zu diesem oder jenem Beitrag etwas Bedeutendes zu sagen. Aber im letzten Augenblick ist es mir dann doch wieder gelungen, den Hörer aufzulegen. In der Erkenntnis: Das machen jetzt andere, und die machen das gut!

Früher waren die Filmbeiträge lange von Übersee unterwegs. Wie haben Sie die Zeit auf dem Weg zum Internet erlebt?

Früher flog täglich eine Lufthansa-Maschine von Washington nach Frankfurt. Wir haben die Berichte nachmittags abgegeben und sie konnten mit zwölf Stunden Zeitverzögerung gesendet werden. Bei Berichten aus Pakistan oder Afghanistan dauerte das etwas länger. Die Ansprüche damals waren noch nicht ganz so hoch, heute ist China durch das Internet und die Satelliten so nahe wie Wiesbaden oder Mainz. Auf dem Handy wissen Sie binnen einer Sekunde, was der amerikanische Präsident wieder mal getwittert hat. 1974 konnte ich mich, abseits von Watergate und dem Vietnam-Krieg, auch einmal eine Woche bei den Indianern oder den Eskimos herumtreiben, ohne dauernd zu twittern oder zu telefonieren. Ich hatte also noch den Genuss und die Freiheit, die Welt real zu erleben. **Die unterschiedlichen Medien wachsen immer stärker zusammen. Alles mündet in den Smartphones. Wohin wird uns das führen?**

Ich bin ein schlechter Prophet. Beim Brexit habe ich falsch gewettet und zu Donald Trump auch. Die größte Fehleinschätzung gab ich vor etwa 20 Jahren in einer Diskussion mit dem damaligen Bertelsmann-Manager Thomas Mittel-

Beruf. Ich bin nicht sicher, ob einer wie ich dem noch gewachsen wäre.

Wie haben Sie die Konkurrenz erlebt, als die privaten Sender dazukamen?

Im Nachrichtenbereich mussten ARD und ZDF keine großen Klimmzüge machen. Die Leidenschaft von RTL und SAT.1 lag im Unterhaltungsbereich. Wer das Privatfernsehen schaut, nimmt zwischendurch auch 15 Minuten Nachrichten gutmütig hin. Die Konkurrenz im Nachrichtengewerbe besteht nach wie vor zwischen ARD und ZDF.

Ein starker Wettstreit besteht oft zwischen den Nachrichtensendungen im eigenen Sender. Als der Bundeskanzler Helmut Kohl nach Moskau reiste, besuchte er den russischen Präsidenten Boris Jelzin im Kreml. Die heute-Sendung hatte von dem Treffen berichtet. Anschließend lud Jelzin Kohl in seine Datscha ein und sie gingen dort in die Sauna. Ich habe den Korrespondenten angestachelt, diese Bilder dem heute-journal exklusiv zu lassen. Am nächsten Tag regte sich der Chef der heute-Sendung fürchterlich darüber auf.

Es ist davon die Rede, dass Nachrichten boulevardesker werden. Stützen Sie diese These?

„Die Nachrichten sind das Allerletzte, an dem die Sender sparen sollten.“

hoff. Es ging um das Internet, und er sagte, dies sei die Zukunft. Ich habe mich damals zu der nassforschenden Behauptung verstiegen: „Das Internet ist ein Baum, an den jedes Hündchen pinkelt.“ Dieser Satz tut mir heute noch in der Seele weh. Der Mann hatte Recht, und ich muss dem Internet Abbitte tun (lacht). Claus Kleber hat mir einmal erzählt, dass Facebook, Twitter und die Sozialen Medien einen immer größeren Stellenwert einnehmen und fast schon wichtiger sind als die Sendung selbst. Das finde ich traurig, aber auch eine Herausforderung für meinen

Nein. Unser aller Geschmack hat sich allerdings verändert. Bis zur Gründung des ZDF 1963 hatte die ARD 13 Jahre lang ein Nachrichtenmonopol. Die journalistischen Freiheiten des Mediums mussten erst erobert werden. In den Nachrichtensendungen wollte man nicht durch aufgeregten Tonfall Unruhe schaffen. Die frühe Tagesschau war von steriler Objektivität. Es war geradezu eine Liturgie. Allmählich haben sich dann mutigere Formate entwickelt. Die Autoren der Nachrichtenmagazine machen sich kritische Gedanken, ergreifen aber keine Partei.



Das Fernsehprogramm drumherum hat sich gewandelt. Das zeigt die Zahl der Krimis und der Rateshows. Alles ist bunter und unterhaltsamer, aber die Nachrichten nehmen ihren Auftrag weiterhin sehr ernst.

Wo haben da christliche Inhalte ihren Platz?

Auf einem Kirchentag fragte mich einmal eine junge Frau, warum das ZDF so viel Gottloses sende. Das hat mich schon angepackt. Spontan und auch ein wenig hilflos habe ich geantwortet, das Publikum wolle nach einem langen Arbeitstag unterhalten werden. Wenn die Einschaltquoten allerdings belegten, dass es lieber Gottesdienste sieht, würden nicht nur die öffentlich-rechtlichen Sender, sondern gerade die Privaten ganze Serien von Gottesdiensten senden. ARD und ZDF haben da einen öffentlich-rechtlichen Auftrag. Die Privatsender auch, aber sie übertreiben es damit nicht, denn die Einschaltquoten für Krimis und für das Dschungelcamp sind nun einmal um ein Mehrfaches höher. Sollte es unsere Aufgabe sein, die Menschen – uns alle – zu besserem Geschmack zu erziehen, dann aber nur sehr behutsam. Würden ARD und ZDF nur noch artige Programme ausstrahlen, gingen sie in einer stark kommerzialisierten Gesellschaft das Risiko ein, dass sie das große Publikum nicht mehr erreichen. Ich habe der jungen Frau gebeichtet, dass auch ich garantiert mehr blöde Krimis sehe als Gottesdienste.

Wie können christliche Inhalte für die Medien attraktiv werden?

Für jeden Beruf sollte man eine Begabung und eine Leidenschaft haben. Die Botschaft und auch die Botschafter müssen es einfach schaffen, so schlichte Seelen anzusprechen wie mich. Uns da zu packen, wo wir sind, unsere besseren Instinkte zu wecken, Gedanken aufzunehmen und zu vertiefen, die uns beschäftigen. Nicht nur das Vorgeschriebene herunterpredigen oder das politisch Konforme. Vor allem aber sollten sie ehrlich sein. Wenn sie so wollen, authentisch ... Ein großer Moment für alle Religionen – ein Fernsehereignis auf allen Kanälen – war das leidvolle Sterben von Papst Johannes Paul II. Auch das Lutherjahr hatte dieses Potential – trotz oder gerade wegen des rauen Temperaments des Reformators. Der Expertenstreit über die Auslegung komplizierter

Bibelstellen hat diese Kraft nicht. Es gab einmal die Losung für den Kirchentag „Auf dass wir klug werden.“ Der gesamte Satz des Psalms lautet: „Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“ Der ganze Satz hätte es möglicherweise nicht geschafft, die Massen auf den Kirchentag zu locken. Solange es uns gut geht, wollen wir nicht daran erinnert werden, dass wir sterben müssen. Ich fand diese Amputation werbepsychologisch geschickt und professionell, aber unehrlich.

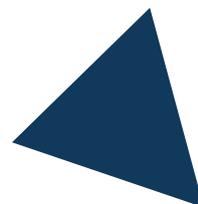
Was erhoffen Sie sich vom Glauben?

Ich sehne mich danach, irgendwann vor Gott zu stehen und ihm all die Fragen zu stellen, auf die ich jetzt keine Antworten habe. Ich wäre enttäuscht, wenn es nach all dem Schönen und all dem Irrsinn einfach nichts mehr gäbe. Es ist ein ewiger Konflikt zwischen Herz und Verstand: Die Wissenschaft bietet mir ein Konzept, nach dem sich aus einem unendlichen Nichts Tausende von Galaxien entwickeln, die dann wieder zurückschrumpfen auf die Größe eines Stecknadelkopfs. Da fällt es mir leichter, an einen gütigen älteren Herrn zu glauben, der ganz entspannt die Hand hebt und so ein Universum erschafft. Ich wäre schwer enttäuscht, wenn es Gott nicht gäbe.

Was wäre die erste Frage, die Sie Gott stellen würden?

Da müsste ich erst einmal Ordnung in meinem Kopf schaffen, weil ich so viele Fragen habe. Natürlich möchte ich gerne wissen, was ich einfach nicht kapiert oder falsch gemacht habe. Also bei großen Entscheidungen, nicht solchen Irrtümern wie über Donald Trumps Siegeschancen. Interessant ist auch die andere Perspektive: Was würde Gott mich fragen? Auf den Gedanken hat mich eine Nonne aus den Elendsvierteln von Durban in Südafrika gebracht. Durban ist ein erschreckendes Pflaster. Alle Probleme dieser Welt gibt es dort in höchster Konzentration. Schwester Agnes setzte sich für die Armen und Aidskranken ein. Und das wollte sie beim Abschied von mir hören: Was wohl Gottes erste Frage wäre, wenn sie eines Tages vor ihm stehe. Hilflos rätselte ich herum: „Naja, bist du immer brav gewesen? Und hast du auch fest an mich geglaubt?“ „Nein“, sagte sie lachend: „Mich wird er als erstes fragen: ‚Hat es dir Freude gemacht?‘ Und ich werde fröhlich sagen: ‚Ja.‘“

Vielen Dank für das Gespräch! ■



Henning Röhl, Jahrgang 1943, ist Hörfunk- und Fernsehjournalist. Er war Chefredakteur von ARD-aktuell, woraus sich die Tagesschau und Tagesthemen speisen. Er verantwortete ab 1991 als Fernsehredakteur des Mitteldeutschen Rundfunks (mdr) die gesendeten Inhalte. Ab 2001 baute er als Geschäftsführer den christlichen Sender Bibel TV auf.

„Lügenpresse“ ist Unterstellung

Henning Röhl vertraut den Medien. Unkritisch ist er deshalb nicht. In einem Gastbeitrag erklärt der Journalist, warum Zuschauer kritisch bleiben sollen und wie Nachrichten entstehen.

Das Nachrichtenangebot hat sich in unserer Informationsgesellschaft immens vermehrt. Sehr viele – nicht mehr nur junge – Menschen holen sich Aktuelles aus den sozialen Medien und Videokanälen im Internet. Bilder und Informationen erreichen uns dadurch in Echtzeit von überall auf der Welt. Diese Entwicklung ist einerseits großartig, andererseits birgt sie eine immer größere Gefahr der Nachrichtenmanipulation.

Mit Bildern Wirkung erzielen

Agenturen verbreiten internationale Nachrichten aus kommerziellem Interesse. Der Korrespondent vor Ort bedient sich in der Regel auch aus dem Material zugelieferter Bilder. Der Wettbewerb unter den Bildlieferanten ist enorm. Fotos werden dabei nach Sensation oder Verkäuflichkeit ausgesucht. Journalisten müssen sie in wenigen Minuten einordnen. Das kann zu Fehlern führen, denn Kriegsparteien, Demonstranten oder politische Bewegungen speisen kalkuliert Bilder in den internationalen Nachrichtenaustausch, von denen sie sich eine bestimmte Wirkung erhoffen. Deutlich wird das etwa bei der Berichterstattung aus dem Nahen Osten. Im demokratischen Israel können Journalisten selbst drehen und fotografieren. Arabische Staaten produzieren häufig Bildmaterial, das zu Propagandazwecken entstanden ist und auf das Journalisten zurückgreifen müssen.

Nachrichtensendungen können zudem nur einen bestimmten Ausschnitt der Wirklichkeit liefern. Darin liegt kein böser Wille. Gründe sind die Voreingenommenheit, Nicht-Informiertheit und die selektive Wahrnehmung der Berichterstatter. Journalisten berichten aus ihrer Sicht auf die Dinge und bemühen sich dabei ihrem Ethos entsprechend um Objektivität. Jede Berichterstattung ist aber immer eine Momentaufnahme mit beschränkter Wahrnehmung und deshalb nie ganz wahr.

Medienschaffende dürfen sich den Vorwurf, Lügenpresse zu sein, dennoch nicht gefallen lassen. Das Wort ist polemisch und unterstellt eine böse Absicht, die es aus meiner Erfahrung heraus nicht gibt und nie gegeben hat. Informationen und Nachrichten, die Menschen über Twitter oder Facebook erreichen, werden auch durch die formalen Bedingungen des Netzes mitbestimmt. In den neuen Medien sind kurze, prägnante, überspitzte Aussagen erforderlich. Polemik geht zumeist vor Sachlichkeit.

Trend zur fehlenden Differenzierung

Auch boulevardeske und seriöse Informationen vermischen sich im Nachrichtenfluss. Die sachliche Information tritt in den

Hintergrund, weil Facebook und Twitter das Banale und die werthaltige Nachricht oft gleichwertig nebeneinander stellen. Dieser Trend zur fehlenden Differenzierung wird dadurch unterstützt, dass immer mehr Medienanbieter dazu übergehen, ihre Nachrichtenredaktionen multimedial zu organisieren. Die Form der Darstellung geht vermehrt zu Lasten der inhaltlichen Substanz als Hauptkriterium. Differenzierte Aussagen werden so immer seltener. Das permanente Updating, das aufgrund der Fülle der Meldungen notwendig ist, verhindert letztendlich eine kontinuierliche Berichterstattung und verwirrt zudem den Rezipienten. Der Erinnerungswert der Einzelmeldung schrumpft beim Empfänger. ■

Anzeige

Sinnstiftend und wegweisend!



Deine berufsbegleitende
Ausbildung zum

Seelsorger



www.alh-akademie.de
 0800/34 22 100 (kostenfrei)

Die bedrohliche Macht von Facebook und Co.

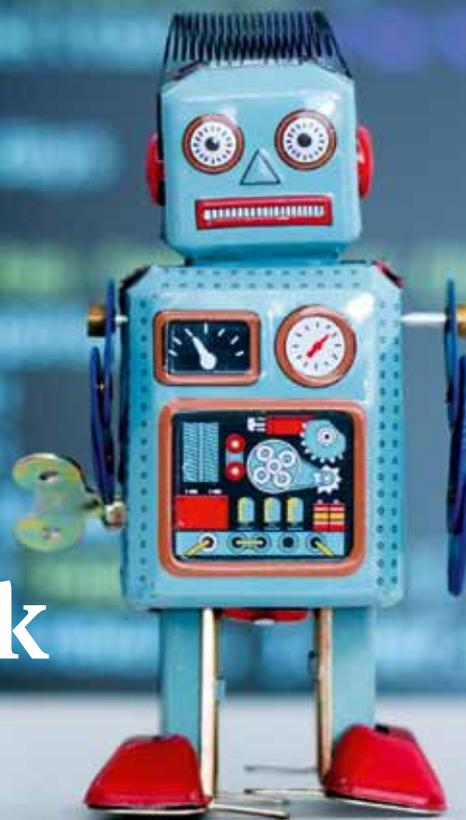


Foto: Patrick Daxenbichler, fotolia

In Sozialen Medien bestimmen Algorithmen und Programme, welche Informationen die Nutzer zu sehen bekommen. Wie das genau geschieht, verraten die Internetkonzerne nicht.

Wer online unterwegs ist, kommt an Google, Microsoft und sozialen Netzwerken wie Facebook kaum vorbei. Die großen Internetkonzerne bestimmen, was im Netz läuft und welche Informationen dort wie zu finden sind. Das ist eine Gefahr für die Demokratie, meint der Medienwissenschaftler Stephan Russ-Mohl und erklärt, was Mediennutzer deswegen unbedingt lernen sollten.

| DIE FRAGEN STELLE JONATHAN STEINERT

pro: Sie sehen in der Digitalisierung eine Gefahr für die Demokratie. Dabei erscheint das Internet als das demokratischste Medium überhaupt: Jeder kann Inhalte produzieren und alle verfügbaren Inhalte nutzen. Worin liegt die Gefahr?

Stephan Russ-Mohl: Natürlich bietet uns das Internet unzählige neue Möglichkeiten für die Kommunikation und auch für die Recherche. Wenn man es richtig nutzt, erweitert es vielfältig unseren Horizont. Für hochproblematisch halte ich die Rolle einiger IT-Giganten. Facebook, Twitter und Google etwa entscheiden in sehr undurchsichtiger Weise darüber, was wir über ihre Plattformen und Suchmaschinen zu sehen und zu lesen bekommen. Noch dazu sind sie anfällig für Manipulation: Für bestimmte Akteure lohnt es sich wirtschaftlich, im Netz Fake News, also bewusste Falschnachrichten, und Verschwörungstheorien zu streuen. Sie bekommen dafür besonders viel Aufmerksamkeit. Es fehlen dort die klassischen Gatekeeper, sprich: Journalisten, die Informationen prüfen und filtern. Wenn wir nicht aufpassen, schlittern wir in eine Desinformationsgesellschaft hinein.

Sie zitieren in Ihrem Buch „Die informierte Gesellschaft und ihre Feinde“ einen Forscher mit der Formulierung, die gesellschaftlichen Kommunikationsströme würden von einer Art Black Box gelenkt. Das klingt nach Verschwörungstheorie ... Ist es aber nicht. Zum Geschäftsmodell von Facebook und Co. gehört, dass sie sich nicht in die Karten schauen lassen, wie sie ihre Algorithmen einsetzen. Wenn Facebook zum Beispiel seinen Newsfeed ändert, hat das riesige Auswirkungen auf die

Chance etablierter Medien, über diese Plattform an die Publika heranzukommen. Aber sie haben keinen Einfluss darauf, dass Sie und ich bestimmte Artikel sehen oder nicht.

Journalisten wählen auch aus, über welche Informationen sie berichten und welche sie nicht bringen. Es gibt Nutzer, die diese Entscheidungen nicht angemessen finden oder sich bevormundet fühlen. Warum nicht den etablierten Medien „Adé“ sagen, sich im Netz informieren und selbst entscheiden, was ich für wichtig halte?

Kritik müssen sich Journalisten auch gefallen lassen. Aber das ist ein hochprofessioneller Beruf, so wie Arzt und Rechtsanwalt auch. Der Journalist als Filter in der Informationsflut ist hilfreich und nützlich, solange wir Medienvielfalt haben und in verschiedenen Medien auch verschiedene ideologische Ausrichtungen vorkommen. Er trägt auch dazu bei, dass sich Meinungsvielfalt nicht in die Richtung „alles geht“ entwickelt,

„Die informierte Gesellschaft und ihre Feinde. Warum die Digitalisierung unsere Demokratie gefährdet“ erschien 2017 im Herbert von Halem Verlag, 368 Seiten, 23 Euro, ISBN 9783869622743.

Die informierte Gesellschaft und ihre Feinde

Warum die Digitalisierung unsere Demokratie gefährdet

Stephan Russ-Mohl

ohne dass sich jemand dafür interessiert, ob etwas wahr ist. Wir brauchen eher mehr funktionierenden Journalismus als weniger. Da aber kaum jemand bereit ist, mehr dafür zu bezahlen, wird das schwieriger.

Ein Problem sehen Sie auch in der wachsenden PR-Branche. Warum?

Es gibt seit Jahrzehnten eine Machtverschiebung von Journalismus hin zur PR. In Amerika kommen inzwischen auf einen Journalisten etwa fünf PR-Profis, die im Interesse ihrer Auftraggeber – eines Politikers, einer Partei, einer Organisation, eines Unternehmens – Informationen in den öffentlichen Raum einspeisen. Journalisten sollten dafür sorgen, dass die fehlende Information ergänzt wird, dass die inhaltlichen Gewichte stimmen, dass die Positionen ausbalanciert sind und auch Stimmen zu Wort kommen, die nicht das Geld haben, sich PR zu kaufen. Das scheint mir massiv gefährdet.

Seit Januar greift das Netzwerkdurchsetzungsgesetz, das die Plattformbetreiber in die Pflicht nimmt: Hass und Fake News müssen innerhalb von 24 Stunden gelöscht werden. Was halten Sie davon?

Ich bin hin- und hergerissen. Das Gesetz ist sicherlich ein erster Schritt – wahrscheinlich in die richtige Richtung, nämlich dass man der Verbreitung von Fake News und Hass entgegenwirken muss. Andererseits ist es noch eine Fehlkonstruktion. Denn es bewirkt bei den Plattformen Zensur, wenn sie nicht hohe Strafen zahlen wollen – statt ihnen die redaktionelle Verantwortung aufzuerlegen, die jedes Medienunternehmen hat. Das ist für die öffentliche Diskussion sehr schädlich.

Inwiefern haben sich Nachrichtenmedien den Funktionslogiken der Sozialen Medien angepasst?

Sie müssen sich anpassen, wenn sie in den Netzwerken und Suchmaschinen vorkommen wollen. Ein Stichwort ist zum Beispiel „Clickbaiting“: Man bereitet Informationen so auf, dass sie möglichst viele Klicks auf die Seite bringen, etwa durch Überschriften, die mehr versprechen, als der Inhalt hält. Außerdem haben IT-Giganten wie Facebook und Google Kooperationen mit Medienhäusern geschlossen und wollen mit speziellen Programmen – sogenannten Instant Articles bei Facebook zum Beispiel – dafür sorgen, dass ihre Nutzer gar keine anderen Nachrichtenseiten mehr aufsuchen müssen. Ich habe die Sorge, dass diese Unternehmen die herkömmlichen Medien vereinnahmen und in ihre Abhängigkeit bringen. Dann ist auch absehbar, dass diese die Internetriesen nicht mehr öffentlich angreifen.

Gleichzeitig profitiert der Qualitätsjournalismus aber auch davon, dass er durch die sozialen Netzwerke eine höhere Reichweite bekommt.

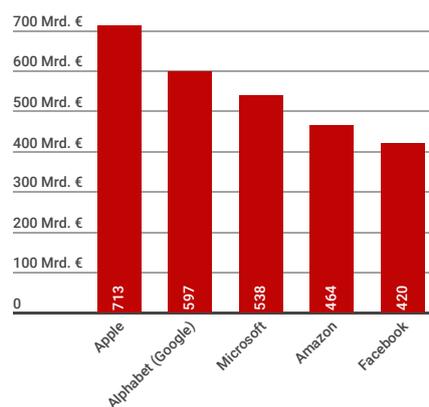
Im Internet herrscht die Erwartung, dass alles gratis ist. Und wenn Sie online alles gratis anbieten müssen, sind Sie umso mehr auf Werbeerlöse angewiesen – und die bekommen Sie nur mit hohen Reichweiten. Der Löwenanteil der online erzielten Werbeerlöse geht aber an Google und Facebook. Sie ermöglichen es den Werbetreibenden, zielgruppengenau und billiger Anzeigen zu schalten, als das traditionelle Medienunternehmen können. So verschiebt sich dieses Geschäft weg von klassischen Medienunternehmen, die Redaktionen finanzieren, hin zu Plattformen, die keine Redaktionen, keinen Journalismus finanzieren und die genauso mit Fake News wie mit zutreffenden Informationen Geld verdienen.

Um der Desinformation vorzubeugen, appellieren Sie auch

an die Eigenverantwortung jedes Mediennutzers. Was kann der Einzelne tun?

Wir wissen, dass sich Fake News im Netz viel schneller verbreiten als Nachrichten, die sich mit der Wirklichkeit befassen. Die Hauptaufgabe für uns als Nutzer sehe ich deshalb darin, dass wir vorsichtiger sind beim Teilen, Liken und Weiterverbreiten von Informationen, die möglicherweise nicht stimmen.

Sie kritisieren eine mangelnde Medien- und Nachrichtenkompetenz, auch in der Schulbildung. Was müssten Mediennutzer im Umgang mit Journalismus und digitalen Medien vor allem lernen?



Amerikanische Technologiekonzerne sind die wertvollsten Unternehmen weltweit, gemessen an ihrem Börsenwert. Alle Aktien von Apple kosteten 2017 laut einer Studie der Unternehmensberatung Ernst&Young zusammen knapp 876 Milliarden Dollar (713 Milliarden Euro).

Zum einen sollten sie lernen, Informationen richtig einzuschätzen und mit ihnen umzugehen. Etwa: Was ist der Unterschied, wenn mich auf Facebook eine Nachricht des Propagandasenders Russia Today erreicht oder wenn sie von der Süddeutschen Zeitung kommt; oder wie kann ich überprüfen, ob eine Nachricht stimmt? Also eine Grundskepsis gegenüber Nachrichten in Sozialen Medien, die Fähigkeit, bis zu einem gewissen Grad Quellenkritik zu betreiben und über Wikipedia und die ersten drei Treffer von Google hinaus zu recherchieren. Gleichzeitig sollten wir auch ein Grundvertrauen glaubwürdigen Journalisten gegenüber vermitteln, ein Verständnis dafür, warum Journalismus gerade unter dieser Lawine von Fake News und Desinformation wichtiger ist denn je – und warum ich bereit sein muss, etwas dafür zu bezahlen.

Vielen Dank für das Gespräch.



Foto: privat

Dr. Stephan Russ-Mohl, geboren 1950, ist Professor für Journalistik und Medienmanagement an der Università della Svizzera italiana in Lugano. Zudem ist er Direktor des Europäischen Journalismus-Observatoriums.

Starke WERTE auf Instagram

Wo einst Fotos von Freunden zu sehen waren, finden sich nun Werbebilder für Fitness-Tee, Uhren und Make-Up. Das soziale Netzwerk Instagram wandelt sich immer mehr zu einer Marketingplattform für Influencer und Unternehmen. Doch einer der erfolgreichsten deutschen Fitness-Influencer will den Unterschied machen. | VON SWANHILD ZACHARIAS

Flavio Simonetti will auf Instagram nicht nur körperliche Stärke, sondern auch Charakterstärke präsentieren



Der Begriff **Influencer** bezeichnet eine Person, die in den sozialen Netzwerken eine große Fangemeinschaft um sich versammelt – zum Beispiel Abonnenten auf YouTube oder Follower auf Instagram – und die aufgrund ihrer starken Präsenz und eines hohen Ansehens bei ihren Fans als vertrauenswürdig gilt. Für Unternehmen sind diese Personen deshalb als Werbepartner von Nutzen. Immer häufiger gehen Influencer Kooperationen mit Unternehmen ein und präsentieren deren Produkte auf ihren eigenen Social-Media-Kanälen. Das nennt sich Influencer-Marketing.

Foto: ben-kolde, Screenshot photo

Er nennt sich der „Retter der Dünnen“. Auf YouTube veröffentlicht er regelmäßig Videos zu den Themen gesunde Ernährung, Fitness-Lifestyle und Muskelaufbau für „dünne Jungs“, die stärker werden wollen. Fast 250.000 Menschen haben seinen Kanal dort abonniert. Auf Instagram postet er Fotos, die ihn beim Training im Fitnessstudio zeigen. Der Umfang seines Bizeps ist so groß wie bei anderen der Oberschenkel. Auf Instagram folgen ihm fast 30.000 Nutzer. Er hat ein Kochbuch und mehrere E-Books geschrieben, eine Fitness-App entwickelt und er unterhält Kooperationen mit Werbepartnern in den sozialen Netzwerken. Flavio Simonetti ist einer der erfolgreichsten Fitness-YouTuber in Deutschland. Eigentlich könnte er ein klassischer Influencer sein – also jemand, der in den Sozialen Medien eine große Fangemeinschaft und deshalb besonders viel Einfluss auf die Nutzer hat, wenn es um das Präsentieren von Produkten geht.



Fotos: Flavio Simonetti

Flavio Simonetti mit seinem kleinen Sohn (links) und mit dem „breitesten Pastor Deutschlands“, Marcus Schneider (oben)

So, wie es zum Beispiel das Fitnessmodel Pamela Reif auf Instagram macht. Sie weiß, wie es geht: Po raus, Bauch rein, so viel Haut zeigen, dass es gerade noch „sexy“ statt „billig“ wirkt, Blick direkt in die Kamera, die vollen Lippen am Strohhalm irgendeines Fitnessdrinks. Im Text neben dem Bild viele Smileys, Herzchen und, ganz wichtig, der Name des Fitnessdrink-Herstellers. Wahlweise noch ein Code, der bei der Bestellung 15 Prozent Rabatt gewährt. Ein Paradebeispiel für Influencer-Marketing auf Instagram.

„Kritik am Glauben ist o. k.“

Doch so ein Influencer möchte Simonetti nicht sein. Einfluss nehmen will er auch, wenn auch anders. Auf Instagram postete er vor Kurzem ein Bild davon, wie sein Morgen aussieht: mit Kaffee und Andachtsbuch. Simonetti ist Christ. „Ich überlege zwar nicht bei jedem Post, wie ich christliche Werte vermitteln kann. Aber wenn ich ein gutes christliches Buch lese, dann empfehle ich das dort auch“, sagt er. In seiner Profilbeschreibung bei Instagram steht „God first“ (Gott zuerst).

Manchmal entwickeln sich Diskussionen zum Thema Glauben mit den Nutzern. Simonetti bekommt sowohl Lob als auch Kritik für sein Auftreten. Mit zweitem geht er konstruktiv um: „Ich finde es in Ordnung, wenn Leute erstmal kritisch an den Glauben rangehen und man dann offen drüber reden kann.“

Und weiter: „Mir ist es wichtig, den Menschen Werte mitzugeben.“ Es geht ihm um Authentizität. So, wie er im echten Leben ist, möchte er sich auch auf YouTube und Instagram präsentieren. „Nicht nur die Sahneseiten zeigen, sondern auch die schwächeren Momente.“ In seinen Videos zeigt er deshalb auch Misserfolge. Wenn es mit dem Muskelaufbau zum Beispiel mal nicht so klappt wie geplant.

Der Sportler bezeichnet sich als „Naturalathlet“. Er sagt: „Naturalathleten geht es darum, auf die Gesundheit zu achten, auf natürlicher Basis zu trainieren und ihren Weg zu gehen.“ Eiweißpräparate sind erlaubt, Produkte wie Anabolika zum Muskelaufbau aber tabu. Auch Charakterstärke spielt eine Rolle. „Ein Naturalathlet macht andere stark und re-

Influencer-Marketing

Instagram ist zu einer der wichtigsten Online-Werbeplattformen für Unternehmen geworden. Vor allem junge Menschen folgen den Kaufempfehlungen ihrer Social-Media-Idole. Sie sind für Firmen deshalb eine besonders wichtige Zielgruppe. Das liegt daran, dass „jüngere Menschen flexibler sind und leichter bereit, zwischen den Produkten zu wechseln“, sagt Florian Stahl, Professor für Marketing an der Universität Mannheim. Klassische Werbung verliere zunehmend an Effektivität und Glaubwürdigkeit. Influencer-Marketing werde weiter zunehmen. „Ich glaube, dass sich die Werbung zu indirekter und personalisierter Werbung hin verlagert“, sagt Stahl. Die Schattenseite: Ethisch sei es fragwürdig, weil „viel vorgegaukelt“ werden könne, sagt Stahl. Medienrechts-Anwalt Severin Müller-Riemenschneider appelliert wegen des oftmals jungen Publikums an die besondere Verantwortung von Werbenden auf Instagram.

det nicht schlecht über andere“, steht in der Definition des Begriffs auf Simonettis Webseite. Um diese Botschaft in der oft vom Narzissmus geprägten Fitnesswelt zu stärken, unterstützen auch andere Sportler Simonettis Anliegen. Sie nennen sich „Team Flavio“. Zum Beispiel Marcus Schneider, auch als „breitester Pastor Deutschlands“ bekannt. Er hat sich neben seiner Tätigkeit als Prediger dem Kraftsport verschrieben. Wer zum „Team Flavio“ gehört, nutzt in den sozialen Netzwerken Hashtags wie #Naturgewalt, #Naturalathlet oder #langfristigam-effektivsten.

Neue Werberichtlinien

Das Oberlandesgericht Celle urteilte vor Kurzem, dass der Hashtag #ad (Englisch für „Werbung“) nicht ausreicht, um werbende Beiträge zu kennzeichnen. Der kommerzielle Zweck des Beitrags müsse auf den ersten Blick erkennbar sein, hieß es. Geklagt hatte der Verband Sozialer Wettbewerb im Fall eines 20-jährigen Instagram-Stars, der auf diese Weise Schleichwerbung für die Drogeriekette Rossmann gemacht hatte. Bei Bildern, die Kooperationen zwischen Influencern und Unternehmen darstellen, erscheint deshalb nun öfter der Hinweis „bezahlte Partnerschaft mit ...“ direkt unter dem Foto. Die Kennzeichnungspflicht solle vor allem Verbraucher vor ungewollter Beeinflussung schützen, sagt Medienrechts-Anwalt Severin Müller-Riemenschneider. Viele Influencer kennzeichnen ihre Beiträge jedoch noch nicht ausreichend. Insbesondere die „großen“ Blogger müssten mit Klagen rechnen, vermutet Müller-Riemenschneider.

Lebenswende nach Unfall

So charakterstark und mit einem offenen Bekenntnis zum christlichen Glauben präsentierte sich Simonetti nicht immer. „Im Alter von 18 bis 24 war ich auf der Suche“, sagt er im Rückblick. Der Sportler wuchs in einem christlichen Elternhaus auf, war Mitglied in einer Freikirche. Als Jugendlicher habe er dann aber „sein eigenes Ding“ machen wollen. Mit 18 Jah-

Oberarme so groß wie bei anderen die Oberschenkel: Flavio Simonetti beim Training



Foto: Flavio Simonetti

ren „kamen Frauen und Partys ins Leben“. Nach seiner Ausbildung zum Biologielaboranten habe er verschiedene Jobs ausprobiert, von denen ihn aber keiner ausgefüllt habe. Versuche, sich selbstständig zu machen als Messebauer, Versicherungsmakler oder Fitnessshop-Betreiber flopten. Im Jahr 2008 kam die Wende. Seine Freundin hatte ihn verlassen, seine Schritte in die Arbeitswelt entpuppten sich samt und sonders als Fehlritte. In der Stimmung ließ er sich spät nachts mitten in Würzburg auf ein illegales Autorennen ein. Nach wenigen Metern stieg der Tacho auf über 160 Stundenkilometer. „Ich wusste, dass das nicht gut geht“, erinnert er sich. Dann der Unfall: Auf nasser Straße raste er frontal gegen einen Baum. Das Auto war ein Totalschaden. „Ein Freund, der zufällig vorbeifuhr, dachte, ich wäre tot, als er mein Auto sah.“ Doch Simonetti fehlte nichts bis auf ein paar Kratzer. Wieder zu Hause brach er zusammen und erkannte: So wollte er nicht weiterleben.

Er begann, wieder zur Kirche zu gehen. „Ich habe mein Leben Jesus neu gegeben“, sagt er. Was dann folgte, klingt klischeehaft. Doch Simonetti erlebte es genau so: Innerhalb weniger Monate habe sich alles gefügt, sagt er. Er hatte Erfolg mit der Geschäftsidee zum Muskelaufbau für „dünne Jungs“, verdiente genug Geld und lernte seine heutige Frau kennen. Mittlerweile ist er zweifacher Vater.

Für ihn ist das kein Zufall. Seine Erfahrungen und seine Überzeugung sind der Grund, warum er in der Influencer- und Fitness-Szene einen Unterschied machen möchte.

Sich nicht verkaufen

Denn das klassische Influencer-Marketing sieht anders aus. Das Geschäftsmodell boomt und ist für Unternehmen lukrativ. Influencer finden sich wie Sand am Meer zu den Themen Fitness, Beauty, Mode oder allumfassend „Lifestyle“. Doch nur wenige schaffen es ganz nach oben. Anders als Simonetti präsentieren viele Influencer in den Sozialen Medien eine perfekte, heile Welt. Vor allem Instagram ist die Welt der schönen Dinge: schöne Körper, leckeres Essen, hübsche Kleidung, makellose Gesichter. Es gibt zwar immer wieder Bilder unter dem Hashtag #fuermehrRealitaetaufInstagram, bei denen sich die Betroffenen dann auch mal ungeschminkt zeigen. Das gibt viel Lob und „Daumen hoch“ der Follower. So wirklich unzensuriert wirkt aber auch das nicht.

Simonetti will jedoch seinen Grundsätzen treu bleiben. Außerdem ist er „nicht scharf auf Kooperationen“ mit Werbepartnern und nimmt nur wenige an. Wenn man nur die Botschaften anderer verkauft statt seine eigenen, „macht man sich als Person und Marke schwach“, findet er. ■

Weniger Hexenjagden, mehr Besonnenheit

Als Schwester Lorena die schwer verletzte Teno auf die Krankenstation brachte, hatte sie noch Hoffnung. Das glühende Eisen hatte tiefe Wunden hinterlassen. Aber Teno war ansprechbar und die Mitarbeiter der Missionsstation würden ihr Bestes für die Frau geben, die nur eine von vielen ist, die in Papua-Neuguinea als „Hexen“ verfolgt werden. | VON CLAUDIA BECKER

Seit mehr als 30 Jahren lebt die Franziskanerin Lorena Jenal als Missionsschwester im Inselstaat Papua-Neuguinea. Vor einigen Wochen konnte ich sie in Berlin zum Interview treffen, um mehr über ihren Kampf gegen den Hexenwahn zu erfahren. Die Begegnung hat mich aus der Fassung gebracht. Und das lag nicht nur an dem Grauen, von dem sie berichtete. Das lag auch daran, dass ich mir allen Vorbehalten gegenüber dem Rollenverständnis der Katholischen Kirche zum Trotz eingestehen musste, dass diese Nonne die couragierteste Kämpferin für die Würde der Frau ist, der ich jemals begegnet bin.

Schwester Lorena hat mich dem Bibelwort nähergebracht, das mich in meinem Alltag schon lange begleitet: „Denn Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht“, heißt es im zweiten Timotheus-Brief (1,7), „sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.“

Ich bin keine Musterchristin. Ich habe viele Fragen. Aber ich höre nicht auf zu suchen. Und diese Worte geben mir Antworten. Sie schleichen sich freundlich in meine Gedanken, wenn ich mich morgens frage: Schaffe ich das heute alles überhaupt? Es feuert mich an, dass sich Gott als der offenbart, der das ausdrücklich nicht will: Dass wir Angst vorm Leben haben, sondern mit der Botschaft: „Fürchtet euch nicht!“, Mensch geworden ist. Die Worte aus dem Timotheus-Brief sind meine Weihnachtsbotschaft für den Alltag. Sie geben mir die Zuversicht, dass Gott uns nicht zur Unerschrockenheit auffordern würde, wenn er nicht auch bei mir wäre: bei schwierigen Recherchen, beim Ringen um richtige

Formulierungen, beim Kampf gegen den Uhrzeiger, der sich unaufhaltsam dem Redaktionsschluss nähert.

Die Vorstellung, dass Gott will, dass wir uns in Bewegung setzen, dass er uns mit dem Leben stellt und manchmal ins kalte Wasser wirft, lässt mich die Freiheit erahnen, zu der wir berufen sind. Sie fordert mich auf, in alle Richtungen zu denken, sie macht mir Mut, mir treu zu bleiben, Meinungen zu vertreten, auch wenn ich weiß, dass ich mich auch auf einen Shitstorm gefasst machen kann.

Die Begegnung mit Schwester Lorena hat mir nicht nur gezeigt, wie stark und furchtlos ein Mensch aufgrund seines Glaubens sein kann. Sie hat mir auch ins Bewusstsein gerufen, was ich oft vergesse: Kraft und Mut sind etwas Wunderbares – aber ohne Liebe und Besonnenheit sind sie nichts.

Schwester Lorena sagt, dass sie mit den Menschen spricht, die eine vermeintliche Hexe unschädlich machen wollen. Sie versuche, die Aufgebrachten davon zu überzeugen, dass es kein Zauber sei, der Krankheit und Tod verursache. Sie appelliere an deren Menschlichkeit. Diese Urängste, sagt sie, könne sie nicht mit Drohungen durchbrechen, sondern nur „mit befreiender Liebe“.

Ob es die voreiligen Urteile in der Me-Too-Debatte sind, die rasch hervorgeholten Nazi-Keulen gegen alles, was nicht dem politischen Mainstream entspricht, oder die pauschalisierende Hetze gegen Flüchtlinge: In Anbetracht der zunehmend um sich greifenden Hysterien wünsche ich mir für den Journalismus mehr von einer solchen Liebe und Besonnenheit und weniger Hexenjagden.



Teno, die Frau, die von Schwester Lorena auf die Krankenstation gebracht wurde, hat die Folter nicht überlebt. Als die Missionsschwester zur Polizei ging, um die Täter anzuzeigen, wurde sie selbst mit Gefängnis bedroht. „Du kannst mich ins Gefängnis setzen“, sagte sie dem Polizeichef. „Aber meinen Geist kannst du nicht brechen.“



Foto: pro/Christoph Irlon

Claudia Becker, geboren 1966, arbeitet als Redakteurin für die Berliner Tageszeitung Die Welt. Die promovierte Historikerin ist verheiratet und Mutter von drei Kindern.



„DER LIEBE GOTT

HAT ES SO GEFÜGT“

Der FDP-Politiker und evangelische Pfarrer Pascal Kober ist nach vier Jahren Zwangspause zurück im Deutschen Bundestag. Zwischenzeitlich war er als Militärseelsorger in Mali stationiert. Ein Gespräch über das Liberale an Luther, frommen Pazifismus und die Frage, ob ein Christ guten Gewissens FDP wählen kann. | **DIE FRAGEN STELLTE ANNA LUTZ**

pro: Herr Kober, bei Facebook gibt es ein Foto von Ihnen, im Teenageralter mit blauen und einseitig abrasierten Haaren – sagen Sie bloß, Sie waren mal ein Linker?

Pascal Kober: (schmunzelt) Da muss ich korrigieren, die Haare waren nur vorne wasserstoffblond und kinnlang, rundhe-

rum waren sie abrasiert. Ich sah aus wie ein Punk. Es ging mir aber damals weniger um eine politisch linke Einstellung als darum, durch mein Aussehen mein Streben nach Individualität, vielleicht sogar Anarchie, zu betonen. Und schon sind wir sehr nahe am Liberalismus. Die linke politische Philosophie hebt die Gemeinschaft über das Individuum, das ist das Gegenteil davon. Insofern war ich nicht klassisch links. Ich wollte damals die Welt besser machen, soziale Gerechtigkeit erreichen, so wie viele Jugendliche. Dabei habe ich mich in der Musikultur des Punk wiedergefunden – später ging es bei mir eher in Richtung Reggae. Übrigens war mein Streben nach einer besseren Welt auch der Grund, warum ich Pfarrer wurde – ich habe auf die revolutionäre Kraft der Predigt vertraut.

Ein evangelischer Pfarrer in der FDP – gehören Sie nicht eher in die SPD? Da zumindest tummelt sich ein Großteil Ihrer Berufskollegen, wie die Liste der

bisherigen EKD-Ratsvorsitzenden eindrücklich belegt.

Ich war tatsächlich einmal SPD-Wähler und komme aus einem sozialdemokratischen Elternhaus. Heute muss ich etwas keck sagen: Die SPD zu unterstützen war – theologisch und politisch betrachtet – ein Irrtum. Wobei ich natürlich niemals behaupten würde, dass ein Christ nicht auch in der SPD sein kann – oder bei den Grünen oder in der CDU. Aber ich glaube schon, dass die liberale politische Philosophie dem lutherischen Verständnis vom Verhältnis zwischen Staat und Kirche am ehesten entspricht.

Das müssen Sie uns erklären ...

Luther hat sehr deutlich herausgearbeitet, dass es nicht Aufgabe des Staates ist, das Evangelium mit dem Mittel des Schwertes, also des Gesetzes, durchzusetzen. Der Staat hat eine ordnende Funktion für alle – Christen wie Nichtchristen. Die christliche Prägung der Gesellschaft ist Aufgabe der Kirche. Das

Pascal Kober ist bei den vergangenen Bundestagswahlen zum zweiten Mal für die FDP ins Parlament eingezogen. Sein Wahlkreis ist in Reutlingen. Der 46-Jährige ist stellvertretender Landesvorsitzender der FDP Baden-Württemberg und seit 2015 Mitglied im Bundesvorstand seiner Partei. Nachdem Kober 2013 mit der FDP aus dem Bundestag ausschied, war der ordinierte evangelisch-lutherische Pfarrer als Militärseelsorger tätig und unter anderem in Mali stationiert.

Foto: Presse Kober

führt zu einem liberalen Staat-Kirche-Verständnis. Linke politische Richtungen haben, pointiert gesagt, zudem immer die Tendenz, den Menschen nach ihrem Bilde zu formen. Das Individuum soll im Ganzen aufgehen, sich dem höheren Wohl unterordnen. Also hat der Staat in dieser Philosophie die Aufgabe, Herzen zu bilden, um einmal christlich zu sprechen. Da stehen mir als Erzlutheraner die Haare zu Berge. Deshalb gibt es aus meiner Sicht immer ein Spannungsverhältnis zwischen linker Politik und einer protestantischen Überzeugung. Abgesehen davon glaube ich nicht, dass das staatliche soziale Netz so eng geknüpft werden kann, dass niemand mehr durchfällt. Ich bin in die Politik gegangen, um den „Armen und Entrechteten“ zu helfen. Viele von ihnen werden vom Sozialstaat zurückgelassen, weil es für ihre individuelle Not kein Antragsformular gibt. Wenn jeder mehr Verantwortung für seinen Nächsten übernimmt, statt die persönliche Verantwortung allein an ein bü-

rokratisches System zu delegieren, wäre unsere Gesellschaft lebenswerter.

Nachdem Sie 2013 mit Ihrer Partei aus dem Bundestag ausschieden, wurden Sie Militärseelsorger. Unter anderem waren Sie mit den Truppen in Mali stationiert. Einige Kollegen aus Ihrer Kirche träumen von Entmilitarisierung statt weltweiten Bundeswehreinmärschen.

Die Kirche hat sich dazu entschieden, sich in der Militärseelsorge zu engagieren. Es ist ein Dienst der Kirche, für den ich mich daher in der Gemeinschaft der Ordinierten nicht rechtfertigen müsste. Meine persönliche Motivation dazu kam durch meine Arbeit im Menschenrechtsausschuss. Als Abgeordneter war ich zu Besuch in Afghanistan. Das war das erste Mal, dass ich näher mit Soldaten in Kontakt war, da ich selbst keinen Wehrdienst geleistet habe. Die Gespräche mit den Soldaten in Afghanistan haben mich damals sehr beeindruckt, auch weil ich wusste, dass sie nur deshalb im Land waren, weil unter anderem ich im Bundestag für die Verlängerung des Afghanistan-Einsatzes gestimmt hatte.

Hatten Sie ein schlechtes Gewissen?

Nein, ich war davon überzeugt, dass es gut war, dass diese Soldaten in Afghanistan dienen. Aber ich habe auch begriffen, welche Belastungen das für den Einzelnen mit sich bringt und was das für deren Familien bedeutet. Als ich von dieser Reise zurückkam, habe ich meinen Mitarbeitern im Büro gesagt: Wenn ich einmal aus der Politik ausscheide, werde ich Militärseelsorger. Im Rückblick kann ich nur sagen: Der liebe Gott hat es so gefügt, dass ich tatsächlich die Chance dazu bekam und eine passende Stelle frei war, als ich danach suchte.

Sollten Christen an der Waffe dienen?

Ja. Natürlich muss nicht jeder zur Waffe greifen. Aber es gibt eine christliche Verpflichtung, willkürliches, gesetzeswidriges Töten nicht zuzulassen. Als Christen wissen wir, dass es eine Welt ohne Gewalt nicht geben kann, ob in individuellen Beziehungen und oder im größeren Kontext gesellschaftlicher Konflikte. Weil der Mensch Sünder und Gerechter zugleich und zur Gewalt fähig ist. Es gibt leider Situationen, in denen Menschen Gewalt nur mit Gegengewalt eindämmen können. Wir brauchen also Soldaten oder Polizisten, die bereit sind, diesen Dienst zu übernehmen. Ich bin froh,

dass es Christen gibt, die das tun. Denn nichts würde besser, wenn es nur Nichtchristen wären.

Sie haben einmal über Margot Käßmann und ihren Wunsch nach Pazifismus gesagt, ihre Thesen hätten „die theologische Aussagekraft einer Palmenstrandtapete, vor der man sitzend sich aus der Realität hinausträumt“.

Im Grundkurs Theologie lernen Sie: Wir bauen am Reich Gottes mit, aber wir vollenden es nicht. Gott vollendet es. Das ist der Unterschied zwischen dem Reich Gottes und einer Utopie. Solange die Welt nicht von Gott erlöst ist, wird es also immer Gewalt zwischen Menschen geben – Pazifismus hin oder her. Wenn Frau Käßmann das ausblendet, dann sagt sie, wir können mit den eigenen Händen das Reich Gottes bauen. Das ist theologisch falsch. Und damit skizziert sie eine andere Wirklichkeit, eine Palmenstrandtapete, deren Zweck es ist, sich wegzuträumen von der Realität, grauen Wänden und billigem Laminat, hin zur Südseeinsel und Sonnenschein. Was ich hier sage ist Standardtheologie. Deshalb denke ich, Frau Käßmann weiß im Grunde, dass ich da Recht habe.

Die Evangelische Kirche beschreibt ihre Haltung zur Bundeswehr als kritisch-solidarisch. Wo sind Sie selbst kritisch mit unserer Armee?

Kritisch-solidarisch beschreibt das Verhältnis sehr treffend. Als Militärseelsorger sind wir unabhängig und es gibt ein grundsätzlich kritisches Potenzial der Kirche in der Bundeswehr. Als Christen versuchen wir, den Einzelnen so anzusehen, wie Gott ihn sieht. Das System Bundeswehr hingegen sieht den Einzelnen nicht. Er tritt zurück und muss sich dem Gesamtzusammenhang unterordnen. Wenn es einem Soldaten also schlecht geht, dann würde ich als Militärseelsorger sagen: Der muss nach Hause. Die Bundeswehr würde unter Umständen sagen: Der muss bleiben.

Worunter leiden deutsche Soldaten besonders?

Rein quantitativ geht es am häufigsten um die Familie zu Hause. Da gibt es alles, Freudiges wie Trauriges: Soldaten, die im Ausland erfahren, dass sie Vater werden etwa. Oder zu Hause passiert ein Unfall. Streit, der durch die eingeschränkte Kommunikation nach Hause entsteht. Eine große Rolle spielt dabei, dass die Lebenswirklichkeit der Soldaten sich so

sehr von der der Familie unterscheidet. Stellen Sie sich vor, ein Soldat in Mali ruft schwitzend bei 50 Grad Außentemperatur und nach einer Zwölf-Stunden-Schicht seine Frau an und diese erzählt ihm, dass der Sohn die Winterjacke in der Schule vergessen hat und sie nun nicht mehr auffindbar ist. Das ist ihr wichtig und beschäftigt sie. Der Soldat hingegen denkt vielleicht: Mit dem Auslandsverwendungszuschlag können wir drei neue Jacken am Tag kaufen, wo ist das Problem? So kann schnell Streit entstehen und der ist oft erst 24 Stunden später zu klären, weil die Verbindungsmöglichkeiten eingeschränkt sind. Natürlich haben Soldaten aber auch mit anderen Problemen zu kämpfen. Sie müssen sich mit dem Leid der Bevölkerung vor Ort auseinandersetzen, sehen Kinder, die nichts haben, weder Jacken noch Schuhe, sie sind

„Es ist nicht Aufgabe des Staates, eine christliche Sexualmoral zu erzwingen.“

mit Gewalt konfrontiert und müssen diese Gewalterfahrungen bewältigen.

Bei Ihrem Einsatz in Mali haben Sie das Leben in einem muslimischen Land und auch den Islamismus hautnah kennengelernt. Teilen Sie die Bedenken von Menschen, die heute in Deutschland eine Islamisierung befürchten?

Angst vor islamistischen Terroristen, von denen auch die Menschen in Mali bedroht sind, kann ich nachvollziehen. Ich glaube, dass es eine realistische Gefahr auch in Deutschland gibt. Dennoch kann man das nicht vergleichen. Die Islamisten in Mali fahren mit Pickups durch die Gegend und schießen mit Maschinengewehren. In Deutschland agieren Terroristen im Geheimen. Wir müssen also sachlich bleiben, dürfen die Dinge nicht vermischen, die jeweils notwendigen Sicherheitsmaßnahmen treffen und sollten auf die Kraft der nüchtern geführten öffentlichen Debatte vertrauen. Nüchterne

und sachliche Aufklärung sollte dominieren und nicht falsche Ängste und Vorurteile.

In ihrem Programm führt die FDP einige Forderungen auf, die viele Christen wohl entschieden ablehnen dürften. Uns interessiert, was Sie als evangelischer Pfarrer und FDP-Politiker dazu sagen. Beginnen wir mit der Forderung nach einem Adoptionsrecht für Schwule und Lesben.

Das geht für mich in Ordnung. Entscheidend ist, ob das Kind geliebt wird, das Geschlecht der Eltern spielt keine Rolle dabei, ob ein Kind behütet aufwächst.

Die FDP trat auch für die „Ehe für alle“ ein.

Da frage ich wieder ganz lutherisch: Ist der Staat dazu da, eine bestimmte religiöse Vorstellung per Gesetz durchzusetzen? Es ist nicht Aufgabe des Staates, eine christliche Sexualmoral oder ein christliches Eheverständnis per Gesetz zu erzwingen. Es ist stattdessen Aufgabe der Kirchen und Religionsgemeinschaften, für ihren Glauben zu überzeugen. Ich persönlich habe allerdings wie viele andere theologisch nichts gegen gleichgeschlechtliche Partnerschaften einzuwenden. Und übrigens: Für Luther war die Ehe ein „weltlich Ding“.

Die FDP möchte das Verkaufsverbot an Sonn- und Feiertagen auflösen.

Als liberaler Politiker und lutherischer Theologe sage ich: Es gibt einen Sonntagsschutz, den würde ich auch unterstreichen. Aber der gilt ja heute nicht vollumfänglich. Bestimmte Branchen arbeiten auch am Sonntag, um anderen die Arbeitsruhe und seelische Erhebung zu ermöglichen. Ich zweifle, ob der Staat sich das Recht herausnehmen kann, das relativ sinnbefreite Achterbahnfahren in einem Freizeitpark als Möglichkeit der „seelischen Erhebung“ zu gestatten, nicht aber den Stadtbummel, den viele Menschen als entspannend empfinden. Konsequenterweise müsste der Staat dann im Übrigen auch die Internetleitungen kappen, damit niemand mehr sonntags online einkaufen kann. Ich würde sagen: Die christliche Welt geht nicht unter davon, dass Menschen sonntags einkaufen. Von uns Christen würde ich mir wünschen, dass wir wieder mehr für unsere Deutung dessen werben, was „seelische Erhebung“ alles sein könnte, statt Christen wie Nichtchristen zu erklären, dass es Einkaufen nicht ist.

Die FDP möchte die in Deutschland verbotene Leihmutterschaft legalisieren.

Das berührt eine sehr intime Entscheidung von Menschen, die einem Kind, das ohne Zweifel von Gott geliebt werden wird, wie jedes andere Kind auch, zum Leben verhelfen wollen. Für mich ist entscheidend bei all diesen Fragen, dass wir nicht Menschen machen in dem Sinn, dass wir wertende Entscheidungen über ihre genetischen Anlagen treffen. Deshalb lehne ich die Präimplantationsdiagnostik ab, die genau das tut: Menschen nach ihren Genen zu sortieren.

Gegner würden kontern, dass bei der Leihmutterschaft Frauen instrumentalisiert werden ...

Deshalb dürfte es keinen materiellen Vorteil für die Leihmutter geben. Niemand darf instrumentalisiert werden und es muss sich immer um eine freie Entscheidung aus Liebe zu einem Kind handeln. Aber letztlich kann die genauen Motive der Person der Staat niemals erfassen. Gewissensprüfungen staatlicherseits halte ich für falsch.

Ihre Partei möchte die Kirchen mit islamischen Religionsgemeinschaften und auch mit nichtreligiösen Weltanschauungsgemeinschaften gleichstellen.

Der Staat darf keine Religionsgemeinschaft bevorzugen. Das wäre das Aufgeben der Glaubensfreiheit.

Können Gruppierungen wie etwa der Humanistische Verband oder auch muslimische Organisationen also in gleicher Weise zum Gemeinwohl beitragen, wie etwa die Kirchen es tun?

Sehen Sie sich doch das Gleichnis vom barmherzigen Samariter an: Geholfen hat da eben nicht der Christ dem Christ, sondern der Samariter dem Juden. Wenn mir einer aufhilft, dann frage ich ihn nicht nach seiner Weltanschauung. Im Übrigen sind die Kirchen in meinen Augen in keiner Weise privilegiert. Sie nutzen nur Rechte, die jeder Religionsgemeinschaft zustehen, nehmen Sie etwa das Erteilen von Religionsunterricht. Den können auch Muslime geben, die Frage ist eher, ob sie es organisieren können. Ich sehe keine faktische Benachteiligung, auch übrigens nicht bei den Humanisten. Deren Lebensaufgabe scheint es ja eher zu sein, Christen das Leben schwer zu machen, als zum Gemeinwohl beizutragen.

Herr Kober, vielen Dank für das Gespräch! ■

Es gibt ein neues Heimweh nach Gott

Gott schien schon mausetot. Doch nun geschieht das Unerwartete: Gott, das Religiöse insgesamt, kehrt zurück – mit voller Kraft. | VON WOLFRAM WEIMER

WEIMER



In seinem neuen Buch „Das konservative Manifest. Zehn Gebote der neuen Bürgerlichkeit“ befasst sich unser Kolumnist Wolfram Weimer auch mit Glaubensfragen – und erklärt, warum er überzeugt ist, dass Gott in die Politik gehört. Ein Buch-Auszug, erschienen im Plassen Verlag, 100 Seiten, 9,99Euro, ISBN: 9783864705670

Das 21. Jahrhundert wird ein Zeitalter der Religion. Gott kehrt zurück, und zwar mit Macht – im doppelten Sinn des Wortes. Nicht nur als philosophische Kategorie, revitalisierte Tradition, theologische Überzeugung oder spirituelle Kraft. Er kommt mitten hinein in den politischen Raum. Ob wir es mögen oder nicht: Wir gehen gerade vom postmodernen ins neoreligiöse Zeitalter.

[...] Die Religion erlebt rund um den Erdball eine Renaissance, die kaum ein Europäer für möglich gehalten hatte. Die neue und aggressive Vitalität des Islam ist dabei nur die sichtbarste Entwicklung. Auch der christlich-orthodoxe Kulturkreis, Russland und ganz Osteuropa laden sich religiös neu auf. Asien befindet sich in theologischer Restauration,

selbst so säkular geprägte Staaten wie die moderne Türkei werden durch die Rückbesinnung zur Religion neu definiert. So gar Indien und China erleben ein politisch brisantes Comeback der Massenspiritualität.

Holt Gott zurück in die Politik

Das 21. Jahrhundert wird wohl auch uns Europäer lehren, dass das Agnostische nicht das Ende der Geschichte ist.

Wenn nun die religiösen Saiten allenthalben wieder so laut schwingen, dass die Religionskritiker nervös werden, dann hat das zuvorderst mit einer Krise der Säkularisierung zu tun. Denn zusehends ist die Säkularisierung keine Verheißung mehr, sondern ein Risiko. Selbst der Philosoph Jürgen Habermas sehnt sich mit Blick auf den Machbarkeitswahn der Moderne plötzlich nach „Eingegungen durch Glaubenssätze“ und warnt vor einer „entgleisenden Säkularisierung“. So wie es eine Pathologie des Glaubens gibt, so droht eben auch eine Pathologie der Wissenschaft.

Europa hatte nach dem Dreißigjährigen Krieg 1618–1648 einen politischen wie intellektuellen Comment, dass es im Sinne der praktischen Vernunft wohl besser sei, den lieben Gott aus der Politik und dem Leben zu verbannen. Nur – infolge der philosophischen und habituellen Tötung Gottes zum Ende des 19. Jahrhunderts geriet Europa ins andere Extrem. Aus Furcht vor dem Trauma religiöser Verblendung schlitterte man in eine Verblendung von Rassen- und Klassenideologen. So war das 20. Jahrhundert im doppelten Sinne eines der gottlosesten der Menschheitsgeschichte. Die großen ideologischen Ersatzreligionen haben aus dem guten, alten Europa die grausame neue Hölle gemacht – und es damit verraten. Die beiden Weltkriege wirken aus heutiger Perspektive jedenfalls wie der zweite Dreißigjährige Krieg Europas. Der erste war von radikalen Theismen getrieben. Den zweiten schürten radikale Atheisten. Es war darum Alexander Sol-

schenizyn, der hernach zur Verteidigung der Demokratie forderte: „Holt Gott zurück in die Politik!“

Das Abendland hat also gelernt, dass die „heilige“ Säkularisation mit diesseitigen Göttern der Ideologien zu kämpfen hat. Es ahnt, dass gerade die moderne Demokratie den Rückbezug auf die Religion dringend braucht. Schon unser Grundgesetz geht von der „Würde des Menschen“ aus, jener revolutionären Aussage des Christentums also, jeder Mensch habe eine unantastbare Würde. Der religiöse Wert der Würde verbietet jede Unterdrückung und Diskriminierung, stellt die Geschlechter gleich, wehrt jeden Statusunterschied nach Rasse, Sprache, Herkunft, Geld und Glauben ab. Die kirchliche Lehre von der Gottespräsenz in jedem Menschen ermöglicht also den modernen demokratischen Freiheitsstaat überhaupt. Damit ist die christliche Religion die „aktuelle Wirkungsgrundlage“ (Paul Kirchhof) für die freiheitliche Demokratie, und wem letzteres lieb ist, dem sollte ersteres teuer sein. ■



Foto: Markus Hurek

Dr. Wolfram Weimer, geboren 1964, ist Verleger, mehrfach ausgezeichneter Publizist und einer der wichtigsten Kommentatoren des Zeitgeschehens. Er ist Gründungsherausgeber des Polit-Magazins Cicero und war unter anderem Chefredakteur des Magazins Focus. In seinem Verlag Weimer Media Group erscheinen zahlreiche Wirtschaftsmedien, so der Wirtschaftskurier und The European.

Mutter zum Mieten



Wer sich ein Kind wünscht, aber auf natürlichem Wege keines bekommen kann, sucht nach Alternativen

Was ist Leihmutterschaft?

Eine Leihmutter stellt ihre Gebärmutter zur Verfügung, um einen befruchteten Embryo der „Bestellern“ auszutragen. Sie ist mit dem Kind genetisch nicht verwandt. In selteneren Fällen stellt die Leihmutter ihre eigenen Eizellen für die Befruchtung zur Verfügung. Paare, die medizinisch dazu in der Lage sind, können der Leihmutter eigene Ei- und Samenzellen zur Verfügung stellen. Ist dies nicht möglich, etwa aus gesundheitlichen Gründen oder weil es sich um ein homosexuelles Paar handelt, braucht es meist eine Eizellenspenderin. In der Praxis können vielfältigste Konstellationen zur Geburt des Kindes führen. Beispielsweise könnte ein lesbisches Paar aus den USA mit der gespendeten Eizelle einer Inderin eine Leihmutter in Thailand beauftragen. Das Kind hätte dann eine genetische Mutter, eine Tragemutter und zwei Sorgemütter. Leihmutterschaft und Eizellenspende sind ethisch umstritten und in vielen Ländern verboten.

Leihmutterschaft ist mittlerweile nichts Ungewöhnliches mehr. Kritiker sehen in einer möglichen Legalisierung eine ethische Grenzüberschreitung – und die Gefahr, dass Kinder zur Ware werden. | VON MORITZ BRECKNER

Was in Deutschland verboten ist, gehört für viele Hollywood-Stars zur Normalität: Die Leihmutterschaft. Nicole Kidman und Keith Urban, Robert DeNiro, Sarah Jessica Parker und Regisseur George Lucas gehören zur wachsenden Gruppe von Eltern, deren Kinder von Leihmüttern ausgetragen wurden. Bei dem Verfahren stellt eine Frau ihre Gebärmutter der befruchteten Eizelle eines anderen Paares zur Verfügung und trägt das Kind für es aus, meist gegen Bezahlung. Oft sind es medizinische Gründe, die ein Paar dazu bewegen, den Weg über eine Leihmutter zu gehen – etwa bei Talkmaster Jimmy Fallon und seiner Frau, deren Kinderwunsch auf natürlichem Wege unerfüllt blieb. Auch für homosexuelle Paare scheint der Schritt naheliegend – die Sänger Elton John und Ricky Martin etwa nahmen jeweils mit ihren Partnern eine Eizellenspende und Leihmutter in Anspruch. Paare in Deutschland, die keine Kinder bekommen können, etwa aufgrund einer Erkrankung, fragen: Warum dürfen wir das nicht?

Nicht nur in Teilen der USA, auch in Thailand und Indien ist die kommerzielle Leihmutterschaft, also gegen Bezahlung, erlaubt. Die meisten Staaten der EU verbieten jede Form der Leihmutterschaft, einige Länder, wie Belgien, Dänemark oder die Niederlande, erlauben aber die altruistische Leihmutterschaft – die findet dann statt, wenn die Mutter keine Bezahlung, sondern nur eine Aufwandsentschädigung erhält. Das ist auch jene Form, welche die FDP in Deutschland legalisieren möchte. „Das Kindeswohl hängt von der Liebe der Eltern ab, nicht von der Art der Zeugung“, hieß es dazu im Wahlprogramm.

Was harmlos klingt, könnte die Büchse der Pandora öffnen – Kinder könnten zur Ware auf einem Markt und Leihmüt-

ter zum Spekulationsobjekt werden. Genau das befürchtet die kolumbianische Politikerin Viviane Morales in der Tageszeitung Die Welt. In dem südamerikanischen Land gibt es viele Frauen, die aus finanzieller Not Kinder für Paare aus Industriestaaten austragen. Preis: Manchmal nur 1.500 Euro, hinzu kommen Bestechungsgelder für Krankenhaus und Zollbehörden. Morales wünscht sich darum strengere Richtlinien für Leihmutterschaft. Die Allianz derer, die ein totales Verbot fordern, ist in Deutschland breit: Die Feministin Alice Schwarzer gehört ebenso dazu wie die konservative Autorin Birgit Kelle, für die Leihmutterschaft die „größte Form der Ausbeutung und Degradierung der Frau“ darstellt.

Beispiele, wie das Konzept Frauen in wirtschaftlicher Bedrängnis ausnutzen oder vor emotionale Herausforderungen stellen kann, gibt es zur Genüge. In Thailand weigerte sich eine Leihmutter nach der Geburt, ihr Baby den Vertragspartnern, zwei schwulen Amerikanern, zu überlassen. Ein Gericht in Bangkok zwang sie schließlich dazu. 2014 trug eine Leihmutter in Thailand die Zwillinge eines australischen Paares aus. Als eines der Babys mit Down-Syndrom und Herzkrankung zur Welt kam, ließen es die Australier bei der Thailänderin zurück.

Risiken der Eizellenspende

In Berlin finden im Februar 2018 zum wiederholten Male die „Kinderwunschtage“ statt, eine Messe für Reproduktionsmedizin. Spanische und ukrainische Krankenhäuser informieren dort über den Kauf von Eizellen. Auf Wunsch können auch befruchtete Eizellen bestellt werden, die beiden Spender kann man sich per Mausklick aus einer Datenbank aussuchen. „Die Messe ist in Wirklichkeit eine Informationsmesse darüber, wie sich deutsche Gesetze umgehen lassen“, urteilte die Frankfurter Allgemeine Zeitung bereits 2010, und berichtet, was Eizellenspenderinnen auf sich nehmen müssen, um Paaren, die eine Leihmutter beauftragen wollen, geeignetes „Material“ zu liefern. Weil mehr Eizellen mehr Chancen auf einen „guten Embryo“ geben, wollen Kliniken mehr als zehn Embryonen in einer Runde abschöpfen. Dafür muss sich die Frau einer Hormonbehandlung mit zahlreichen Nebenwirkungen unterziehen. Geht alles gut, werden die Eizellen

Eltern- und Kindeswohl berücksichtigen



EIN KOMMENTAR VON
MORITZ BRECKNER

Wer die Verzweiflung von Paaren kennt, die ungewollt kinderlos bleiben, kommt schnell zu der Schlussfolgerung: Wenn eine Leihmutterschaft mit oder ohne Eizellenspende hier helfen kann – warum nicht? Auch Samenspenden gelten ja mittlerweile als etwas ganz Normales. Doch die Situation ist komplexer. Eine zunehmende Legalisierung der Leihmutterschaft in der westlichen Welt würde das problematische Geschäft mit der Fortpflanzung weiter ankurbeln. Schon heute sind es vor allem Frauen in sozialer Not, die ihre Gebärmutter vermieten oder ihre Eizellen verkaufen. Der Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie Christian Spaemann meint außerdem, für die Entwicklung und Identitätsfindung von Kindern sei es wichtig, die eigene Herkunft zu kennen und nachzuvollziehen. Dies falle umso schwerer, je verzweigter der Prozess bis zur Geburt abläuft. Außerdem gilt für Christen: Der Schöpfer hat für die Geburt eines Kindes den Schutzrahmen der Ehe vorgesehen – mit gutem Grund.

bei einer Operation unter Narkose entnommen. Ohne den monetären Anreiz, so die Zeitung, dürfte sich kaum eine Frau diesem Prozess freiwillig aussetzen.

In Europa ist die Berliner Messe nichts Neues, menschliche Fortpflanzung scheint sich als Wirtschaftszweig zu etablieren. In Brüssel fand beispielsweise im September eine Messe für schwule Paare statt, die eine Leihmutter suchen. Im Bürgerlichen Gesetzbuch heißt es übrigens: „Mutter eines Kindes ist die Frau, die es geboren hat.“ Mit einer Legalisierung der Leihmutterschaft müsste dieser Paragraph wohl angepasst werden. ■

Hoffnung durch Bildung

Menschen, die zwischen Schmutz, Müll und Abwasser leben. Menschen, die nicht wissen, ob sie heute etwas zu essen bekommen. Kinder, die kein anderes Leben kennen – wenn man in den Slums von Nairobi unterwegs ist, bleibt am Ende nur eine Frage: Was kann man gegen die Armut und die Not tun? | VON ELLEN NIESWIODEK-MARTIN

Der Slum Kibera ist der größte Afrikas. Er ist einer von zehn Armutsvierteln in der kenianischen Hauptstadt Nairobi. Wir sind mit einer kleinen Reisegruppe auf dem Weg zu den Ärmsten der Armen. Je weiter wir in den Slum hineingehen, desto schmaler werden die Gassen. Überall liegt Müll. Die Hütten bestehen aus Wellblech, Pappe und Plastikresten. Soweit man hineinsehen kann, liegen auch innen Müllsäcke, Möbel kann man von außen nicht erkennen.

Die staubigen Wege sind voller Menschen. Einige sitzen vor ihren Hütten auf der Erde und versuchen, irgendetwas zu verkaufen. Gemüse, Elektroteile, anderen Kleinkram. Vieles davon sieht aus, als hätten sie es aus dem Müll gesammelt. Mehrere Hunderttausend Menschen sollen hier leben. Die Angaben variieren zwischen 400.000 und einer Million, aber wer will wirklich erfassen, wie viele Menschen tatsächlich hier geboren werden und hier sterben?

Die meisten Erwachsenen sehen an mir vorbei. Hoffnungslosigkeit und Leere spiegelt sich in ihren Gesichtern. An einer Mauer lehnt ein Jugendlicher, vielleicht 14 oder 15 Jahre alt. Er starrt vor sich in den Staub. Ein Stück weiter liegt ein Mann auf dem Boden. Er hat ein Sakko über den Jeans an, aber keine Schuhe an den Füßen. Sein Blick geht ins Leere, über die Müllberge und Dächer der Barracken. Sie füllen das Tal aus, so weit man sehen kann.

Zwei Jungen sitzen vor einer Hütte und versuchen, einen krummen Nagel wieder gerade zu schlagen. Neben ihnen läuft ein Abwasserrinnsal über den Weg. Ein Stück weiter turnen einige Kinder auf den Müllbergen herum, binden alte Plastikflaschen an eine Schnur und ziehen sie hinter sich her. Sie winken und rufen uns zu: „How are you?“ Es ist eine Standardfrage hier im Slum, eine Floskel, die hilft, in Kontakt zu kommen.

Es ist Freitagvormittag, die Kinder müssten eigentlich in der Schule sein. In Kenia herrscht Schulpflicht. Aber darum scheint sich hier niemand zu kümmern. Laut dem Hilfswerk UNICEF gehen in Afrika über 30 Millionen Kinder im Grundschulalter nicht zur Schule, dabei ist Bildung der einzige legale Weg, aus der Armut herauszukommen.

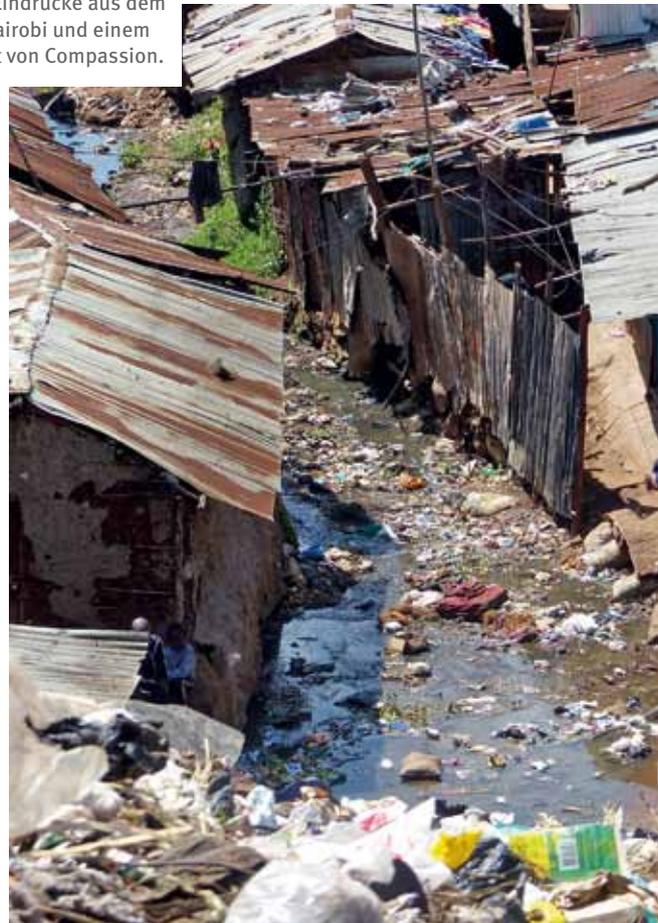
Seit 2003 ist der Unterricht in der Primarschule, der „Primary School“, kostenlos. Diese geht bis zur achten Klasse. Der Schulbesuch kostet nichts, aber die Schuluniform und alle Materialien müssen die Eltern zahlen. Vielen fällt das schwer, denn sie leben unter dem Existenzminimum von einem Euro am Tag.

Armut auch auf dem Land

Nicht nur in den Elendsvierteln der Stadt leben Menschen in extremer Armut, auch auf dem Land gibt es viele Familien, die kaum das Geld für die Schulmaterialien ihrer Kinder aufbringen können. Zum Beispiel bei den Massai. Früher lebten sie als



Bildung ist der einzige Weg, um aus der Armut herauszukommen, aber für viele Familien ist das Unterrichtsmaterial zu teuer. Eindrücke aus dem Slum Kibera in Nairobi und einem Kinder-Hilfsprojekt von Compassion.



Fotos: Ellen Nieswrodek-Martin

Hilfsorganisationen für Bildung in Afrika

Exemplarisch ausgewählt wurden ausschließlich Organisationen, die das Spendensiegel des Deutschen Zentralinstituts (DZI) für soziale Fragen tragen. Dieses wird an Organisationen vergeben, welche die ihr anvertrauten Gelder nachweislich transparent, zweckgerichtet, sparsam und wirtschaftlich verwenden.

AKO – AKTIONSKREIS OSTAFRIKA

EINSATZORTE IN AFRIKA Tansania

Der AKO – Aktionskreis Ostafrika fördert Entwicklungsprojekte insbesondere in den Bereichen Bildung und Gesundheitshilfe. Mit dem Bau mehrerer Kindergärten, in denen Kinder bereits Lesen und Schreiben lernen können, soll diesen der Zugang zu Bildung erleichtert werden. Außerdem unterstützt AKO die Bildungseinrichtung Leguru-ki King'ori Education Centre LKEC, die Schülerinnen und Schülern die Möglichkeit einer Ausbildung in praktischen handwerklichen Berufen gibt, und vergibt Schulgeld-Stipendien an Familien, die sich dieses Schulgeld nicht leisten können.

MITARBEITER Ehrenamtlich 50

HÖHE WERBE-/VERWALTUNGSKOSTEN Niedrig*

Im Rahmen eines Kinderhilfsprojektes vom AKO in Kibosho erhalten Kinder, die eingeschult werden, jeweils zwei Uniformen, ein Paar Schuhe, einen mit Schulmaterialien gefüllten Rucksack, sowie die Bezahlung der Schulspeisung für ein Jahr.

KINDERWERK LIMA

EINSATZORTE IN AFRIKA Burundi

Schwerpunkte des Kinderwerks Lima e.V. sind der Bau und die finanzielle Unterstützung von Schulen, Kindergärten und Berufsausbildungsmöglichkeiten. Zudem engagiert sich die Organisation über ihre örtlichen Partnerorganisationen in der Gemeinde- und Sozialarbeit, betreibt Kinder-speisungen oder finanziert medizinische Betreuung in den geförderten Bildungseinrichtungen.

MITARBEITER Hauptamtlich 8 | Ehrenamtlich 30

HÖHE WERBE-/VERWALTUNGSKOSTEN Angemessen*

In der christlichen Grundschule in Muramvya werden bewusst Kinder aus den verschiedenen Volksgruppen Batwa, Hutu und Tutsi aufgenommen, um einen Beitrag zur Versöhnung zwischen den Gruppen zu leisten. Im Schulalltag sollen den Kindern christliche Werte vermittelt werden.

Nomaden und zogen mit den Viehherden herum. Heute lebt ein Großteil von ihnen in Rundhütten aus Lehm, umgeben von Weiden für das Vieh.

Wir besuchen die Familie von Kisentu. Ich habe ihn in einem Projekt des Hilfswerkes Compassion kennengelernt. Der Zwölfjährige hat noch neun Geschwister. Die Kinder teilen sich mit ihrer Mutter eine Hütte, die diese aus Holzpfosten und Lehm gebaut hat. Wir dürfen eintreten. Drinnen ist es dunkel. Kisentu zeigt mir einen niedrigen Tisch. Hier lerne er, sagt er. Obwohl die Sonne scheint, ist es in der Hütte dämmerig. Ein kleines Loch in der Lehmwand lässt ein wenig Sonnenlicht herein. Zu wenig, um zu lesen oder zu schreiben. Kann ein Kind hier lernen?

Kisentu läuft 30 Minuten, um zur Schule zu kommen. Manche seiner Mitschüler haben einen Fußmarsch von einer Stunde. Die Hütten der Massai sind über das Land verstreut. Wegen des weiten Schulweges schicken die Eltern ihre Kinder oft erst mit acht oder neun Jahren zu Schule, manchmal auch erst mit zehn. So verpassen die Grundschul Kinder die ersten Jahre und haben eine verkürzte Schulzeit. Die Schüler sitzen mit mehreren Jahrgängen in einem Raum. Die meisten Schulen haben zu wenig Platz für die vielen Kinder und vor allem kaum qualifizierte Lehrer. Das führt dazu, dass die Klassen sehr groß sind. Nicht alle Schulen sind ausreichend ausgestattet: Oft gibt es nicht genügend Bänke für alle Schüler. Bücher oder anderes Material fehlen. Laut einer Studie der Weltbank fällt die Hälfte des Unterrichts in Kenia aus. Förderprogramme und Patenschaftsprojekte wie von Compassion setzen hier an und bieten wöchentlichen Zusatzunterricht, Biblischen Unterricht und weitere Unterstützung für die Kinder an.

Kein Geld für Bildung

Am Ende der achten Klasse legen die Schüler das Kenyan Certificate of Primary Education (KCPE) ab. Wenn sie eine gute Abschlussnote bekommen, können sie in eine Secondary School aufgenommen werden. Es gibt staatliche und private weiterführende Schulen, die jeweils Schulgebühren erheben. Da die Schulen meist weit entfernt liegen, sind sie oft mit einem Internet verbunden. Dann kommen für die Eltern noch die Kosten für Unterkunft und Verpflegung hinzu. Daher können viele Familien die Kinder nicht auf eine weiterführende Schule schicken. Die Jugendlichen suchen sich dann Arbeit, um die Familie zu unterstützen.

So wie die 25-jährige Melvin: Sie ist auf dem Land aufgewachsen und ging nach der achten Klasse nach Nairobi, um dort als Haushaltshilfe zu arbeiten. Einen großen Teil des Verdienstes habe sie an ihre Mutter geschickt, erzählt sie. Aber dann habe das Geld für sie selbst nicht gereicht, um in der Stadt zu überleben. Eine Freundin erzählte ihr, dass man im Slum für wenig Geld leben könne. Seitdem lebt sie im Armutsviertel Korogocho in Nairobi.

Ähnlich erging es der 27-jährigen Josephine. Sie träumte davon, Schneiderin zu werden und Kleider zu entwerfen. Nach wenigen Monaten konnten die Eltern das Schulgeld für das College nicht mehr bezahlen. Sie verließ die Schule und heiratete. Inzwischen hat sie drei Kinder zwischen zwei und neun Jahren. Sie versucht, die Familie mit einem kleinen Gemüseverkaufsstand über Wasser zu halten. Josephine glaubt an Jesus. Ihr

wichtigstes Gebetsanliegen ist, dass ihre Kinder nicht in Koro-gocho aufwachsen müssen.

Hoffnung und Unterstützung

Viele Kirchen und Organisationen engagieren sich in Kenia und bieten unterschiedliche Hilfe an. So wie Pastor Joel: Er lebt seit fast 40 Jahren in dem Slum Mathare in Nairobi. Seit zwölf Jahren ist er der Pastor der Redeemer Gospel Church, einer kleinen Kirche, die neben einer Müllkippe gebaut ist. Er weiß, wie wichtig Bildung und eine Berufsausbildung für junge Leute sind. 300 Kinder werden durch diese Gemeinde gefördert und erhalten dadurch eine Perspektive. Außerdem hat die Gemeinde mitten im Slum mit dem Bau einer weiterführenden Schule begonnen, in der Jugendliche eine handwerkliche Ausbildung machen können. Laut eines Berichtes des Deutschlandradios ist in Kenia jeder Dritte unter 25-Jährige ohne Job. Das will die Gemeinde ändern. Solche Initiativen geben Hoffnung im Elend.

Steve Volke, Direktor von Compassion Deutschland, erklärt das so: „Kinder im Slum haben keine Träume, keine Vision für ihr Leben. Wenn sie unterstützt werden und Wertschätzung erfahren, ändert sich ihr Selbstwertgefühl. Sie beginnen, daran zu glauben, dass Veränderung möglich ist. Sie beginnen von einer besseren Zukunft zu träumen.“

Viele, die den Weg aus der Armut geschafft haben, versuchen später die Armut zu lindern. So wie die Sozialarbeiterin Agnes. Sie ist in Mathare aufgewachsen und lebt auch heute mit ihrer Familie noch hier. Freiwillig. Sie unterstützt schwangere Frauen und junge Mütter und erklärt ihnen, was sie für die Gesundheit ihrer Kinder tun können, wie sie die Kleinen fördern können. Sie betet auch mit den Frauen und liest mit ihnen in der Bibel. Viele Frauen im Slum haben durch Agnes im christlichen Glauben neue Hoffnung gefunden.

Ohne Unterstützung geht es nicht

„Arme Kinder haben ohne Förderung von außen kaum Chancen auf Veränderung“, sagt Professor Ole Ronkei. Er selbst ist das beste Beispiel dafür, dass es gelingen kann, aus der Armut herauszukommen. Der Massai wuchs in einer nahezu analphabetischen Hirtenfamilie auf. Seine Familie konnte sich das Schulgeld nicht leisten. Durch einen Paten konnte er eine Internatsschule besuchen und erhielt danach ein Stipendium an einer amerikanischen Universität. Er promovierte und wurde Berater der Weltbank. Doch dann ging er zurück nach Kenia. Er setzt sich seither für seine Landsleute ein.

„Ein Kind aus armen Verhältnissen, das Unterstützung erlebt, wird siebenmal härter arbeiten als ein Kind, das im Wohlstand lebt. Es weiß, dass der einzige Weg, aus der Situation herauszukommen, harte Arbeit ist. Es gibt keine Alternative, keine andere Option für das Kind“, davon ist er überzeugt.

Er kenne viele, die heute als Architekt, Rechtsanwalt, Sozialarbeiter, Lehrer oder Arzt arbeiten, bei denen merke man nicht, dass sie einmal arm waren, erzählt er. „Man bemerkt keinen Unterschied mehr zu Menschen, die nicht in Armut aufgewachsen sind.“

Und weiter: „Wenn jeder nur ein Kind unterstützen würde, wäre schon viel gewonnen. Schaut mich an. Ich würde nicht hier sitzen, wenn es nicht einen Menschen aus Dänemark gegeben hätte, der mein Schulgeld gezahlt hat.“ ■

ORA KINDERHILFE INTERNATIONAL

EINSATZORTE IN AFRIKA

Äthiopien, Burundi, Kenia, Ruanda, Sierra Leone

Die ora Kinderhilfe International e.V. engagiert sich für Kinder und ihre Familien in armen Regionen. Im Bereich Bildung hilft sie konkret durch den Bau von Schulen, die Bereitstellung von Schulmaterial und -essen, die Finanzierung von Lehrkräften und Hausaufgabenbetreuung. Ziel der Arbeit ist zudem die Schaffung eines förderlichen Umfeldes, in dem die Kinder aufwachsen. In vielen Ländern vermittelt ora Patenschaften, die Kindern den Schulbesuch ermöglichen.

MITARBEITER Hauptamtlich 6 | Ehrenamtlich 5

HÖHE WERBE-/VERWALTUNGSKOSTEN Angemessen*

In Sierra Leone bietet die Organisation auch Alphabetisierungskurse für Erwachsene an. In diesen Kursen lernen vor allem Frauen lesen und schreiben. Aber auch Haushaltsführung, Rechnen, Ernährung, Umgang mit Hygiene und biblische Geschichten werden vermittelt.

THEMBA LABANTU – HOFFNUNG FÜR MENSCHEN E.V.

EINSATZORTE IN AFRIKA Townships in Südafrika

Themba Labantu – Hoffnung für die Menschen e.V. unterstützt in erster Linie das in einem Township nahe Kapstadt gelegene iThemba Labantu Lutheran Community Centre in der Bildung und Jugendarbeit. Themba Labantu finanziert in dem Gemeindezentrum beispielsweise das Programm zur Eingliederung von Kindern in das Schulsystem (Morning Class), die Hausaufgabenbetreuung, Sport- und Freizeitangebote sowie bauliche Maßnahmen. Dazu bietet Themba Labantu auch Kinder- und Projektpatenschaften an.

MITARBEITER Ehrenamtlich 6

HÖHE WERBE-/VERWALTUNGSKOSTEN Niedrig*

Das Freizeitangebot mit Musik, Tanz und Theater im Zentrum soll den Kindern und Jugendlichen am Nachmittag eine sinnvolle Beschäftigung bieten und sie so von der Straße und den dort herrschenden Gefahren und negativen Einflüssen fernhalten.

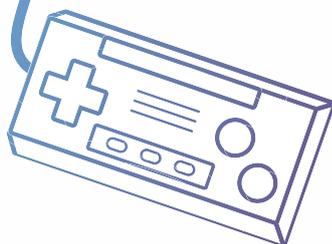
*HINWEIS ZUR HÖHE DER WERBE-/VERWALTUNGSKOSTEN

Durch das DZI (Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen) vorgenommene Abstufungen:

0–10 Prozent = niedrig, 10–20 Prozent = angemessen, 20–30 Prozent = vertretbar

MISSION DADDELN

35 Millionen Menschen in Deutschland zocken Computerspiele. Nicht selten begegnet ihnen dort die Religion. Der Theologe Matthias Pöhlmann fordert die Kirche dazu auf, das Medium Spiel verstärkt zu nutzen, um ihre Botschaften in die Welt zu tragen. | DIE FRAGEN STELLTE ANNA LUTZ



pro: In Deutschland spielen 35 Millionen Menschen regelmäßig Computerspiele – wie begegnet ihnen dabei die Religion?

Matthias Pöhlmann: In ganz unterschiedlicher Form. Die Entwickler greifen religiöse Versatzstücke aus der Kultur auf und bauen sie ein. Da tauchen dann Kathedralen auf oder Priester. Die Geschichten, die im Computerspiel erzählt werden, enthalten mitunter christlich-religiöse Andeutungen. Also etwa mythische Stilisierungen zum Messias, zum Beispiel

in dem Spiel „Dragon Age Inquisition“: Dort wird der „Herold von Andraste“ mit quasi-messianischen Zügen ausgestattet. Das Ganze wird mit Lichtmetaphorik und dem immer wiederkehrenden Bild des Hirten unterlegt. Es gab auch einmal eine Taufe, die für Protest gesorgt hat ...

Wie das?

In einem Spiel gab es die Aufforderung, sich taufen zu lassen, um ein Level weiter zu kommen. Das hat ein christlicher Nutzer abgelehnt und wollte das Spiel zurückgeben, weil er meinte, die Taufe sei ein religiöser Akt, der aus echter Überzeugung heraus geschehen müsse. Er hat dann geklagt und das Geld wiederbekommen.

Was für ein Bild des Christentums wird in Computerspielen vermittelt?

Es gibt kaum eine Trennschärfe zur Fantasiewelt. Klassische christlich-theologische Themen suchen Sie vergebens. Allenfalls findet man in Architektur und Ritualistik klare Aspekte realer Religionen oder religionsähnlicher Phänomene. Die Spieleentwicklerfirma Ubisoft arbeitet bewusst multireligiös, lässt also verschiedene Religionen in den Spielen vorkommen, am häufigsten aber Christentum, Islam und Buddhismus.

Warum diese drei?

Die Spiele sind ein Spiegelbild unserer

Gesellschaft. Wir erleben die Globalisierung der Religionen. Hier im Westen gibt es neben Christentum und Islam auch eine starke Faszination für den Buddhismus. Er ist eine Modereigion von Stars und gilt vielen eher als Philosophie. Was da in den Spielen vorkommt, ist also eher ein Buddhismus light.

Die Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen warnt, es gebe auch eine finstere Seite von Religion und Computerspielen ...

Das stimmt. Computerspiele können die Hemmschwelle für das Töten herabsetzen. Damit arbeiten etwa islamistische Terroristen. Das Computerspiel dient dann der Schulung für brutale Aktionen und der Radikalisierung. Das ist noch nicht genauer erforscht, aber man weiß heute, dass sich bestimmte Attentäter vor ihren Anschlägen mit Spielen beschäftigt haben. Die Terroristen des 11. September haben sich mit dem Flugsimulator von Microsoft auf das reale Geschehen vorbereitet.

Gibt es so etwas wie eine Ethik der Computerspiele – und ist sie christlichen Leitmotiven entlehnt?

In Computerspielen geht es letztendlich um das Vorankommen, um Machtgewinn. Im Computerspiel „Black and White“ etwa spielen Sie Gott und müssen

sich fragen, wie Sie Ihre Welt gestalten, ob Sie ein guter oder böser Herrscher sein wollen und so weiter. Explizit christliche Computerspiele gibt es bisher eigentlich nicht.

Zum 500. Geburtstag des Reformators Johannes Calvin entwickelte der Bochumer Theologe Michael Waltemathe im Auftrag der Evangelischen Kirche das Online-Spiel „Destination 2064“, in dem das Leben Calvins erklärt wird. Was halten Sie von solchen Aktionen?

Ich finde das gut. Nutzer können in die Zeit der Hauptfigur eintauchen und mehr über sie erfahren. Tatsächlich ist so etwas aber eine Frage der Finanzen. Professionelle Entwickler stecken viel Geld in ihre Spiele. Wenn da ein kirchliches Projekt mithalten will, dann muss es wirklich gut sein und ordentlich finanziert werden. Da steckt meiner Wahrnehmung nach vieles noch in den Kinderschuhen und die Frage ist, ob die Kirche sich damit nicht übernimmt.

Sollte es christliche Computerspiele geben?

Ja, christlich insofern, als den Spielern Inhalte und Personen und ihre jeweiligen Zeitumstände nahe gebracht werden können – das kann ich mir gut vorstellen. Die Kirche ist immer sehr kritisch gegenüber allen möglichen Medien gewesen. Wichtig ist für mich: Medienerziehung muss es auch von christlicher Seite geben. Dabei muss sowohl die Kritik an Medien, als auch die Faszination, die etwa Computerspiele auslösen, berücksichtigt werden. Ziel muss es sein, jungen Menschen einen verantwortlichen Umgang mit Medien nahe zu bringen.

Wie sollten solche Spiele denn aussehen?

Wie wäre es mit einem Lutherspiel? Die Frage wäre dann, ob das ein Adventure-Spiel sein soll, oder eher eines, bei dem man Punkte erzielen muss oder so etwas. Es gibt sicherlich viele kreative Köpfe, die sich einmal Gedanken darüber machen könnten, wie man die Anliegen der Reformation im Computerspiel attraktiv vermitteln könnte.

Ist das Bild des Christentums, das Computerspiele derzeit vermitteln, eher positiv oder negativ?

Es gibt beides. Sie müssen immer schauen, vor welchem Hintergrund ein Spiel entwickelt wurde. In den USA etwa ist die religiöse Grundierung der Gesellschaft viel stärker als in Europa. Das zeigt sich



auch in US-Spielen. Es gab auch schon Versuche von evangelikaler Seite, missionarische Spiele zu erschaffen. Ich bin skeptisch, ob so etwas funktioniert. Da wird zu sehr der moralische Zeigefinger erhoben, so etwas will ein Zocker nicht. Ich glaube, Spiele bieten eher Raum für Religionspädagogik. Wir müssen Spiele als das sehen, was sie sind: Unterhaltungsinstrumente.

Wie kann solche Religionspädagogik aussehen?

Zunächst einmal müssten sich etwa Religionslehrer mit Computerspielen auseinandersetzen. Nur so können sie mit jungen Menschen ins Gespräch kommen, auch über religiöse Elemente, die es in den Spielen ja ohnehin gibt. Es tut der Kirche gut, wenn sie die Lebenswirklichkeit von Menschen mehr in den Blick nimmt, auch beim Thema Spiele. Da kann sie noch viel wahrnehmungsfähiger werden, gerade in Zeiten der Digitalisierung. Säkularisierung, Pluralisierung und Individualisierung sind Themen, die einerseits Megatrends in unserer Gesellschaft sind und den Umgang der Menschen mit Religion betreffen, aber sich eben andererseits auch in Computerspielen wiederfinden lassen. Insofern kann die Kirche viel von Spielern und Spielen lernen.

Vielen Dank für das Gespräch. ■

Kann die Kirche ihre Botschaft mithilfe von Computerspielen verbreiten? pro hat nachgefragt.



Foto: ELKB/MichaelMcKee

Der Theologe **Matthias Pöhlmann**, Jahrgang 1963, hat für die Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen das Materialheft „Götter, Kriege, Avatare“ zum Thema Computerspiele und Religion herausgegeben. Seit 2014 ist er außerdem Beauftragter für Sekten- und Weltanschauungsfragen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern.

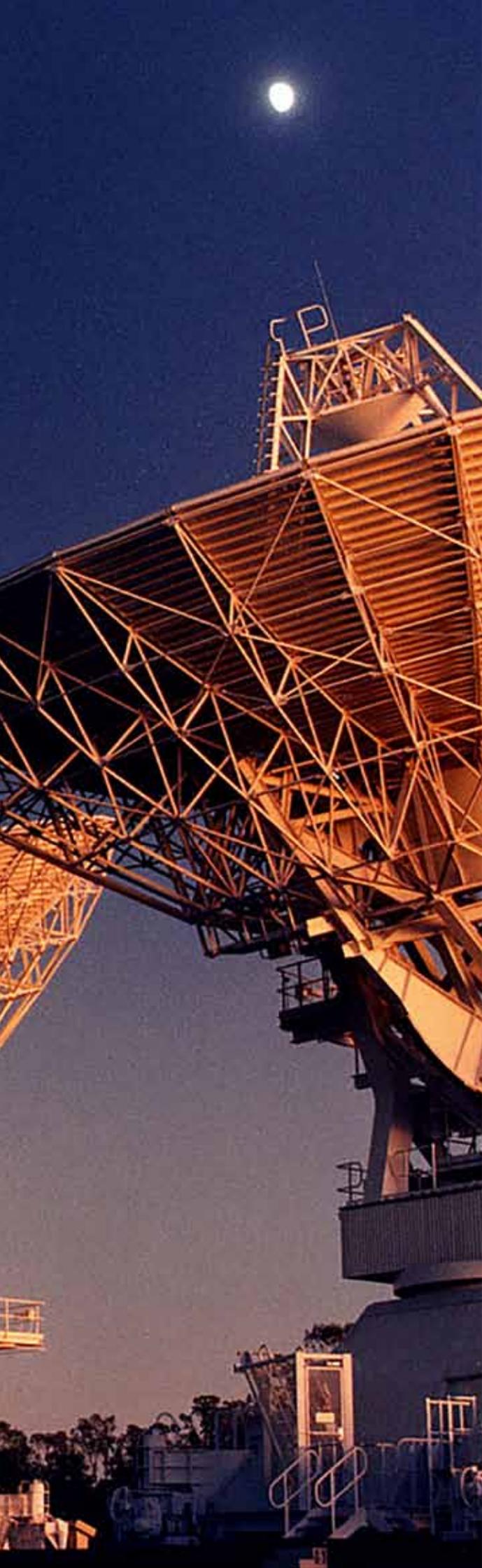
Fotos: Giuseppe Ramos, iStock; picture alliance

Wenn das Unsichtbare sichtbar wird

Der Astrophysiker Heino Falcke erhielt den höchsten niederländischen Wissenschaftspreis, und vor einem Jahr wurde er zum „Ritter im Orden vom niederländischen Löwen“ ernannt. Gerade für einen Deutschen ist das eine große Ehre. Falcke ist gläubiger Christ und Prädikant in seiner evangelischen Gemeinde in Frechen. Der Astronom sagt, dass Glaube und Naturwissenschaft für ihn ganz natürlich zusammengehören. | VON JÖRN SCHUMACHER

Mehrere Radioteleskope auf der Welt (hier das Australia Telescope Compact Array) bilden das „Event Horizon Telescope“, das einen genaueren Blick auf das Schwarze Loch im Zentrum unserer Milchstraße ermöglicht.





Wenn man in den Orden des Löwen der Niederlande aufgenommen wird, ist das schon für einen Niederländer etwas Besonders. Für einen Deutschen umso mehr. Seit 1815 entscheidet der König, welche Bürger die Ehre für außergewöhnliche Verdienste um das Gemeinwesen, in den Bereichen Kunst, Wissenschaft oder Sport, bekommen sollen. Für Falcke, der aus Frechen bei Köln stammt und nun an der Radboud Universität in Nijmegen forscht, bedeutet es erst recht viel. „Ja, ich bin zum Ritter geschlagen worden. Die Leute fragen mich immer, wo mein Schwert ist, aber leider geht das inzwischen ohne Schwert“, lacht Falcke. Sein Büro befindet sich im Institut für Mathematik, Astrophysik und Teilchenphysik, das nach dem niederländischen Astronomen Christiaan Huygens benannt ist.

Falckes Spezialgebiet sind Schwarze Löcher. Bereits in seiner Doktorarbeit arbeitete er eine Methode aus, die es ermöglicht, diese ungewöhnlichen Gebilde, die eigentlich unsichtbar sind, sichtbar zu machen. Da die Gravitation von Schwarzen Löchern und ihre Dichte so hoch sind, kann selbst Licht ihnen nicht mehr entkommen. Doch Falckes Überlegung stützt sich darauf, dass diese dicht gepackten Himmelskörper Radiostrahlung von sich geben sollten, die man messen kann. Um ein Schwarzes Loch von der Erde aus sichtbar zu machen, würde man ein Radioteleskop benötigen, das so groß ist wie die Erde selbst. „Das wäre natürlich viel zu teuer“, sagt Falcke. „Also schaltet man mehrere kleine Teleskope zusammen und richtet sie alle auf ein und dasselbe Objekt aus.“ Das „Event Horizon Telescope“, das auf Falckes Überlegungen hin gebaut wurde, erreicht eine unglaublich hohe Auflösung. „Damit könnten wir von Nijmegen ein Senfkorn in New York sehen und sogar noch etwas von dessen Oberflächenstruktur erkennen“, schwärmt Falcke.

Für Falcke sind Schwarze Löcher so etwas wie das „Ende“ der Raumzeit. Denn durch ihre große Masse reißen sie geradezu ein Loch in die Raumzeit – jene Verbindung aus Raum und Zeit, die Albert Einstein in seiner Relativitätstheorie beschreibt. Der Urknall wiederum bildet nach dieser Theorie den Anfang von allem. Falcke hält beide Hände parallel zueinander: „Für mich ist das wie Alpha und Omega: Der Urknall ist das Alpha, der Anfang von allem, und ein Schwarzes Loch ist das Omega, das Ende.“

Wundervolles Weltall

Fast genauso enthusiastisch wie von seiner Arbeit redet Falcke von seiner geliebten Heimatgemeinde, der evangelischen Kirche in Frechen, nahe Köln. Eine Exotin mitten im katholisch geprägten Rheinland. Seit seiner Jugend ist der engagierte Christ mit der Gemeinde verbunden. „Ich habe dort Jugendgottesdienste geleitet, im Jugendchor gesungen, einen CVJM gegründet und gepredigt.“ Schließlich wurde er als Prädikant ordiniert, er darf also viele Dienste eines Pfarrers übernehmen, etwa Predigten halten, Beerdigungen und Taufen durchführen. „In meinen Predigten spreche ich auch über Astronomie und darüber, wie wundervoll das Weltall ist.“ Stolz hält er ein Buch über seine Kirchengemeinde hoch, das seine Mutter initiiert hat, und das vor Kurzem in Druck ging. Es soll unter anderem zeigen: „In dieser Gemeinde steckt viel Leben!“

Dass sein Glaube in irgendeiner Weise im Widerspruch stehen könnte zu seiner Arbeit als Naturwissenschaftler, kommt ihm

überhaupt nicht in den Sinn. Im Gegenteil: „Naturwissenschaft und Glaube gehen ganz natürlich zusammen“, sagt Falcke und führt aus: „In uns Menschen wurde eine Neugier gelegt. Wenn ich Naturwissenschaft betreibe, ist das nichts, was von Gott losgelöst ist, sondern ich entdecke etwas über die Schöpfung selber. Und die erzählt auch etwas über den Schöpfer. Paulus sagt am Anfang des Römerbriefs: Wir können Gott mit unserem Verstand an seinen Werken erkennen. Und das ist genau das, was ein Wissenschaftler tut.“



Foto: pro/jörn Schumacher

Im März 2018 wird der Astronom Heino Falcke, geboren 1966, mit seinen Statements zu Glaube und Naturwissenschaft bei der Evangelisationsveranstaltung Pro-Christ (11.–17. März) zu hören sein.

Manchmal bringe ein Kollege schon mal einen markigen Spruch, etwa wenn Falcke eine Predigt in einer Kirche gehalten hat. Aber ernste Kritik begegnet ihm wegen seines Glaubens so gut wie nicht. Bei Biologen, so weiß er, würden die Kämpfe oft viel härter und aggressiver ausgefochten. „Astronomen und Physiker sind es gewohnt, dass die Welt verrückter ist, als man sich das denkt, und haben da eine gewisse Breite und Offenheit.“

Dabei betont Falcke, dass die Naturwissenschaft niemals Gott beweisen können wird. „Wenn der britische Astrophysiker Stephen Hawking sagt, aufgrund der Naturwissenschaft ist Gott nicht notwendig, dann hat er absolut Recht. Aber man kann genauso wenig aus der Naturwissenschaft ableiten, dass Gott nicht existiert.“ Falcke erklärt weiter: „Trotz aller Wissenschaft hat sich etwa nie geklärt, was vor dem Urknall war, und was der Ursprung von allem ist. Diese Frage wird sich auch nie eindeutig lösen lassen. Das wird für immer eine Glaubensfrage bleiben. Die einzige Möglichkeit ist, dies für sich selbst auf der persönlichen Ebene zu klären.“

Vom Anfang der Welt

Für ihn persönlich – wie für viele andere Wissenschaftler in der Geschichte – sei jedoch eines bemerkenswert: dass die Natur eine „unglaubliche Schönheit“ zeigt, und dass das Universum im Grunde erstaunlich gut zu verstehen ist. Für ihn hat etwa der Anfang des Johannes-Evangeliums eine große Bedeutung: „Am Anfang war das Wort.“ Falcke interpretiert dies als die Regeln, nach denen die Materie geordnet ist. Gott zeige sich da in einer bemerkenswerten Verlässlichkeit. „Irgendwo kommt diese Regelmäßigkeit her. Ist die zwangsläufig? Das Universum hätte ja auch völlig chaotisch sein können.“

Schon wenn die Bibel von einem Anfang spricht, sei das nicht selbstverständlich. Bis vor einigen Jahrzehnten hatten die Wissenschaftler keine Ahnung vom Urknall und davon, dass es

überhaupt einen Anfang geben könnte. Falcke zitiert: „Und Gott sprach: Es werde Licht. Und es ward Licht.“ Wenig später erwähne die Bibel die zeitliche Einteilung in Tage und Nächte. Dabei sei auch aus naturwissenschaftlicher Sicht gerade das Licht fundamental für das Verständnis von Raum und Zeit: „Am Ursprung der Relativitätstheorie, die Raum und Zeit beschreibt, steht die Eigenschaft von Licht.“ Falcke warnt jedoch davor, in den Schöpfungsbericht allzu viel hineinzuzinterpretieren und ihn mit einem naturwissenschaftlichen Bericht zu verwechseln. Auch die sechs Tage des Schöpfungsberichts sollte man nicht für 24-Stunden-Tage halten, findet Falcke. Er ist überzeugt: „Die Bibel will hier eine tiefe göttliche Weisheit uns kleinen, einfachen Menschen weitergeben. Und das tut sie in einfachen Worten, die wir verstehen können. Aber wir sollten nicht glauben, dass wir daraus exakt ableiten können, wie Gott alles gemacht hat.“

Eine siebenteilige Sendereihe mit dem Astronom unter dem Titel „Unglaublich?“ ist in der Mediathek von Bibel TV zu sehen. Was er am liebsten vermitteln möchte? Falcke sagt: „Man braucht als gläubiger Mensch keine Angst vor der Naturwissenschaft zu haben, so als müsste man alle ihre Erkenntnisse wegwerfen. Was man aber wegwerfen sollte, ist die Arroganz, zu sagen, dass die Naturwissenschaft alles weiß. Die gnadenlose Aussage einiger Naturwissenschaftler, dass du sonst nichts bist außer Naturwissenschaft und Physik, das musst du loslassen.“ ■

Anzeige



FSJ/FACHABITUR-PRAKTIKUM

AB JULI/AUGUST 2018

ANFORDERUNGEN
Glaube an Jesus Christus, gute Deutschkenntnisse, PC-/Office-/Internet-Kenntnisse, Führerschein Klasse B

AUFGABEN
Verwaltung, Korrespondenz, Büro-Organisation, Fahrdienste
Mitarbeit im hauswirtschaftlichen /-technischen Bereich
Präsentation unserer Arbeit auf Messeständen

» Wir bieten Ihnen eine sehr interessante, vielfältige Tätigkeit in einem jungen und dynamischen Team.

(Wohnmöglichkeit am Firmengelände)

Richten Sie die Bewerbung an: Christlicher Medienverbund KEP
Steinbühlstraße 3 · 35578 Wetzlar · (0 64 41) 9 15 151 · info@kep.de

Leserreaktionen



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71

zu „Der Nachfolger des Königs“, Heft 5/2017

Der Prinz von Preußen ist Nachfahre des Hauses Hohenzollern und arbeitet als Pfarrer.

Gott sei Dank ist die Monarchie vorbei. Das Königspaar an der Spitze des Staates, der preußische Untertanenstaat mit der Verherrlichung alles Militärischen und einem unerträglichen Chauvinismus gehören seit fast 100 Jahren in die Mottenkiste der Geschichte. [...] Wir brauchen heute keine Bilder von winkenden Monarchen in bunten Illustrierten, sondern mündige Staatsbürger, die sich für unsere Staatsform und die Demokratie einsetzen. Menschen, die sich für das Grundgesetz mehr interessieren als für Adelsratsch. Ich hoffe sehr, dass Herr von Preußen als Lehrer fest auf dem Boden des Grundgesetzes steht. Unsere Verfassung hält unser Land bestens zusammen, ihr verdanken wir in Deutschland wahrscheinlich mehr als der Reformation!

Stefanie Flachmeyer, Frankfurt am Main

zu „Selfie als Grundeinstellung“

Peter Jörgensen beklagt zunehmenden Egoismus in der Gesellschaft

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung.

Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteurin Martina Blatt.



Christliches Medienmagazin pro
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
leserbrieft@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 91 51 71
Telefax: (0 64 41) 91 51 75

Dass sich die Kirchen in Deutschland so parteipolitisch vor den Karren der etablierten regierenden Parteien spannen lassen, ist unverantwortlich, unerträglich und schadet unserer Demokratie. Dabei die AfD durch populistische Äußerungen der Kirchenoberen in die nationalsozialistische Ecke zu stellen, ist diffamierend und dient nicht der Sache. So wird die Spaltung nur weiter vertieft. Christen haben hier aber eine besondere Verantwortung, das Trennende zusammenzuführen.

Claus Hörrmann, Neustadt, per E-Mail

zu „Ich glaube an Gott. Punkt.“

Im Artikel geht es um die FDP-Generalsekretärin Nicola Beer und ihre Glaubensvorstellungen.

Frau Beers Leben erscheint mir durch den Bericht sehr gut als authentisch, auf richtig und konsistent dargestellt – und christlich in den Handlungen. Ein christliches Bekenntnis legt sie indes nicht ab – zumindest nicht gemäß dem Artikel. Brauchen wir heute ein christliches Bekenntnis? Muss eine Person es erst auf sagen, bevor wir sie als Jesusnachfolger verstehen? Ersteres: Ja. Letzteres: Nein. Frau Beer muss nichts auf sagen, bevor sie ihren Nächsten hilft. Das wird derjenige, der laut Apostolikum kommen wird, zu richten die Lebenden und die Toten, sicher korrekt einzuschätzen wissen. Ein christlicher Habitus allerdings, welchen die zwei Afghananen im Artikel ja durchaus schätzen gelernt zu haben scheinen, wird dadurch aber nicht unbedingt bewahrt. Mir scheint, es gilt doch, diesen auch zu explizieren.

Michael Stammeier, Bad Malente

zu „Vergib uns, dass wir deine Schöpfung zerstören“, Heft 5/2017

Tony Rinaudo hat eine Wiederaufforstungstechnik entwickelt.

Seit vielen Jahren lese ich die Zeitschrift pro gern und gebe sie dann weiter an

einen guten Bekannten. In der Ausgabe 5 hat mir der Beitrag von Stefanie Ramsperger „Vergib uns, dass wir deine Schöpfung zerstören“ sehr gut gefallen. Ich finde das hier beschriebene Lebenswerk des Tony Rinaudo wirklich ermutigend! Es macht Hoffnung, weil es zeigt, dass sich auf unserem Planeten wirklich etwas ändert, wenn ein Mensch ganz konkret nach Gottes Weisung sucht und sich nicht entmutigen lässt durch Dinge, die erst nicht so gut laufen. Zum anderen kann man Tony Rinaudo jungen Menschen als Vorbild empfehlen, denen es ein ernstes Anliegen ist, mit ihrem Leben etwas Sinnvolles zu bewirken. Auch den Artikel „Frau, du hast Wertschätzung verdient“ von Claudia Becker fand ich sehr hilfreich und interessant, da er einen biblisch fundierten Beitrag zur Diskussion über das Selbstverständnis und die Lebensgestaltung von Frauen heute gibt.

Georg Hemmeter, Erlangen

zu „Argumente für den Glauben“

Rabbi Ratt erklärt im Interview, warum er den Glauben für rational hält.

Auf die Frage: „Waren Sie schon einmal in der Versuchung, den christlichen Glauben anzunehmen?“, antwortet Rabbi Ratt: „Das Christentum ist zwar aus dem Judentum entstanden und glaubt an die Offenbarung am Sinai und an die damit verbundene Massenoffenbarung. Aber es behauptet, dass Gott in der Folge seine Meinung geändert und das Judentum durch das Christentum ersetzt habe.“ Mir ist wohl bewusst, dass es eine theologische Richtung gibt, die Ersatztheologie genannt wird und genau das behauptet, was Rabbi Ratt wiedergibt. Dabei handelt es sich aber um eine theologische Richtung, die von einer Minorität der Christen geglaubt wird und in klarem Gegensatz zu Pauli Argumentation in Römer 9,11 steht. Für die Mehrheit der Christen hat das Christentum das Judentum nicht ersetzt.

Rolf Egger, Vilhelmina



BETEN OHNE UNTERLASS

Rund um die Uhr zu Gott sprechen und singen – in der wachsenden Gebetshaus-Bewegung ist das meist überkonfessionell möglich. Warum tun Menschen das und welche Kritik gibt es an der Bewegung? | VON MORITZ BRECKNER



Rainer Harter:
„Die Gebetshaus-
bewegung. Ein
Buch für Interes-
sierte, Gründer
und Mitarbeiter“,
SCM R. Brock-
haus, 260 Seiten,
16,95 Euro, ISBN
9783417268355



Rainer Harter hat für sein Buch Gebetshäuser in ganz Deutschland nach ihren Erfahrungen befragt. Ihre Anzahl wächst. Wer ein Gebetshaus besuchen möchte, erkundigt sich am besten vor Ort nach den Öffnungszeiten. Manche Gebetshäuser bieten auch Praktika oder Mitarbeit an, zum Beispiel das Gebetshaus Augsburg: Interessierte können dort eine mehrwöchige „Auszeit“ nehmen, um mitzubeten und mitzuarbeiten. Wer länger bleiben will, kann sich für die Schulung „Incense“ bewerben. Die Teilnehmer arbeiten für zehn Monate im Gebetshaus mit und bauen dabei ihre Talente aus, zum Beispiel als Musiker, Sänger oder Tontechniker.

Foto: Tyler Milligan

Wenn andere Leute morgens zur Arbeit gehen, kommt Christopher Appelt ins Gebetshaus Augsburg, um sich stundenlang ins Gebet zu vertiefen. Der 32-Jährige ist dort in Vollzeit als „Gebetshausmissionar“ engagiert. Spender ermöglichen ihm und seiner Familie diesen Lebensstil. „Wir sind komplett von Gott abhängig“, sagt Appelt. „Wir dürfen unseren Vater im Himmel um alle Dinge bitten, die wir brauchen.“ Meist ist er von acht bis zwölf Uhr im Gebetsraum, die „Morgenschicht“ betet hauptsächlich für Politik und Politiker in Europa, Christen im Beruf sowie die Ausbreitung des Evangeliums in Deutschland. Im Gebetsraum wird durchgehend musiziert, während die Mitarbeiter alleine oder in kleinen Gruppen beten.

Über ein Dutzend Gebetshäuser gibt es mittlerweile in Deutschland. Das von dem katholischen Theologen Johannes Hartl gegründete Gebetshaus Augsburg ist das bekannteste. Seit 2011 beten hier ununterbrochen Christen, 24 Stunden am Tag, auch an Weihnachten und Silvester. 40 Angestellte und hundert ehrenamtliche Mitarbeiter halten den Betrieb am Laufen: Es gibt ein Café und ein kleines Gästehaus, wöchentliche Lehr- und Lobpreisabende, einmal im Jahr die Konferenz „Mehr“, zu der im Januar 2018 über 11.000 Besucher strömten. Das Gebetshaus ist ökumenisch ausgerichtet, die Missionare kommen teils aus der Katholischen Kirche, teils aus evangelischen Freikirchen. Hartl ist Brückenbauer zwischen den Konfessionen – kaum ein Katholik findet so viele evangelikale Leser und Zuhörer wie er. Klar, dass Hartl ein Stück weit zwischen den Stühlen sitzt. Der konservative Bibelbund beobachtet mit Skepsis, dass Evangelikale begeistert einem Katholiken lauschen. Vor einigen Monaten veröffentlichte Hartl einen offenen Brief an seine protestantischen Kritiker, in dem er seine Motivation darlegte. „Ich erachte es weder als meine Aufgabe noch als meine Absicht, Menschen aus anderen Kirchen zu Katholiken zu machen. Es ist schlicht nicht das, was ich beabsichtige“, schrieb er darin. Er wolle, „dass Menschen sich inniger in Jesus verlieben“, und zwar ungeachtet ihrer geistlichen Herkunft oder Prägung. „In welcher Kirche sie Heimat finden, steht auf einem anderen Blatt.“

Christopher Appelt gehört zu den katholischen Mitarbeitern des Gebetshauses Augsburg. Seine Mitarbeit dort – neben dem Gebet arbeitet er in der Haustechnik – ersetzt für ihn nicht das „normale“ Gemeindeleben. Denn das Gebetshaus Augsburg will keine Ersatzgemeinde sein. Die Mitarbeiter gehören deshalb auch unterschiedlichen Ortsgemeinden an. „In Vollzeit als Gebetshaus-Missionar tätig zu sein, ist selbst im kirchlichen Umfeld aufsehenerregend“, sagt Appelt über das Feedback, das ihn erreicht.

Vertrauen zu Ortsgemeinden fördern

Wie wichtig eine gute Zusammenarbeit zwischen einem Gebetshaus und den lokalen Kirchen und Gemeinden ist, weiß Rainer Harter. Der Gründer des Gebetshauses Freiburg veröffentlicht im März ein Buch über die Arbeit von Gebetshäusern in Deutschland und darüber, was Menschen bedenken sollten, die ein Gebetshaus gründen wollen. Darin schreibt er: „Sie sind keine Gegenbewegung zu Kirchengemeinden, sondern ein Teil des Netzwerks christlicher Werke und Gemeinden in einer Stadt oder Region.“ Harter hat eine Umfrage unter 14 Gebetshäusern in Deutschland gemacht. 57 Prozent gaben an, ein enges und freundschaftliches Verhältnis zu den lokalen Gemeinden zu ha-

ben, 22 Prozent ein gutes. 21 sagten, ein „unterschiedliches“ oder gar kein Verhältnis zu anderen zu pflegen. Als einen möglichen Konfliktpunkt benennt Harter die „menschliche, verständliche und doch traurige“ Sorge, ein neu gegründetes Gebetshaus mache den Gemeinden die Mitarbeiter streitig, da es nur eine bestimmte Anzahl an Christen in der Stadt gebe. Dieser Sorge stellt er die Hoffnung entgegen, durch die Arbeit des Gebetshauses würden sich in der Stadt weitere Menschen zu Jesus bekehren. Ein Wechsel von Mitarbeitern solle daher „als Geburtsschmerz statt als Verlustschmerz wahrgenommen werden“.

Harter greift in seinem Buch einen Kritikpunkt an Gebetshäusern heraus, der besonders von Christen mit einem starken Missions- und Evangelisationsdrang angebracht werde. Die Arbeit im Gebetshaus könne auf sie wie eine Art Flucht in die vermeintliche christliche Sicherheitszone wirken, ein Zurückziehen vor der Welt und der Verantwortung, den Glauben weiterzugeben. Harter entgegnet auf solche Zweifel, die Bibel und die Kirchengeschichte zeugten davon, „dass es vorrangig zum Gebet berufene Menschen gab und immer noch gibt“. Dass ein Leben als Gebetshausmissionar im Gegenteil sogar eine Chance zur Mission sein kann, hat Appelt erfahren. Der Sozialpädagoge ist verheiratet und hat vier Kinder – nicht selten fragen andere Eltern in Schule oder Kindergarten nach seinem Beruf. Dann hat er freie Bahn: Appelt nennt es „anstrengend, aber sehr schön“, dass seine Familie wegen ihres Lebensstils oft die Gelegenheit hat, anderen Menschen vom Glauben an Gott zu erzählen. „Die Arbeit ist ein sehr beliebtes Smalltalk-Thema“, ist seine Erfahrung.

Für Johannes Hartls Vision des Gebetshauses Augsburg war ein Besuch im „International House of Prayer“ im amerikanischen Kansas City prägend. Die charismatische Freikirche ist eines der ersten modernen Gebetshäuser und durch Übertragungen von Veranstaltungen in Fernsehen und Internet weltweit bekannt. Die angeschlossene „Universität“ zieht Menschen aus der ganzen Welt an. Angehende Sänger, Musiker oder Veranstaltungstechniker etwa können hier mehrjährige Studiengänge absolvieren. ■

Die Früchte würdigen!

EIN KOMMENTAR VON MORITZ BRECKNER

Stundenlanges kontemplatives Gebet, gesungene Psalmen, Zungenrede, geistliche Gemeinschaft auch mit Anhängern der Katholischen Kirche: Wer vom Typ her eher nüchtern und sachlich an den Glauben herangeht, wer die charismatische Bewegung ablehnt oder die Ökumene skeptisch sieht, für den gibt es sicherlich an der Glaubenspraxis vieler Gebetshäuser manches zum Fremdeln und zum Kritisieren. Auch an der „Mehr“-Konferenz des Gebetshauses Augsburg wurde solche Kritik laut. Jesus mahnt in der Bergpredigt an, geistliche Leiter und Bewegungen an ihren Früchten zu erkennen – man könnte ergänzen: und dabei den persönlichen Geschmack nicht zum Maßstab zu machen. Spricht man mit Menschen, die sich in Gebetshäusern engagieren, zeigen sich diese Früchte ganz konkret: Ihre Hingabe, ihr Missionseifer, ihre Liebe zu Gott und ihr Streben nach Heiligkeit im persönlichen Lebensstil sind bewundernswert. Und zum Fremdeln und Kritisieren gibt es doch wirklich genug andere Dinge! ■

Der andere Jürgen Werth

Der eine lebt im tiefen Osten, der andere im Westen. Beide heißen Jürgen Werth und beide sind fest verankert im Glauben an Jesus Christus. Einmal haben sie sogar ein Konzert zusammen gegeben. Der „West-Werth“ ist wohl einigen Christen bekannter, und doch ist die Lebensgeschichte vom „Ost-Werth“ nicht minder bemerkenswert. | VON JÖRN SCHUMACHER

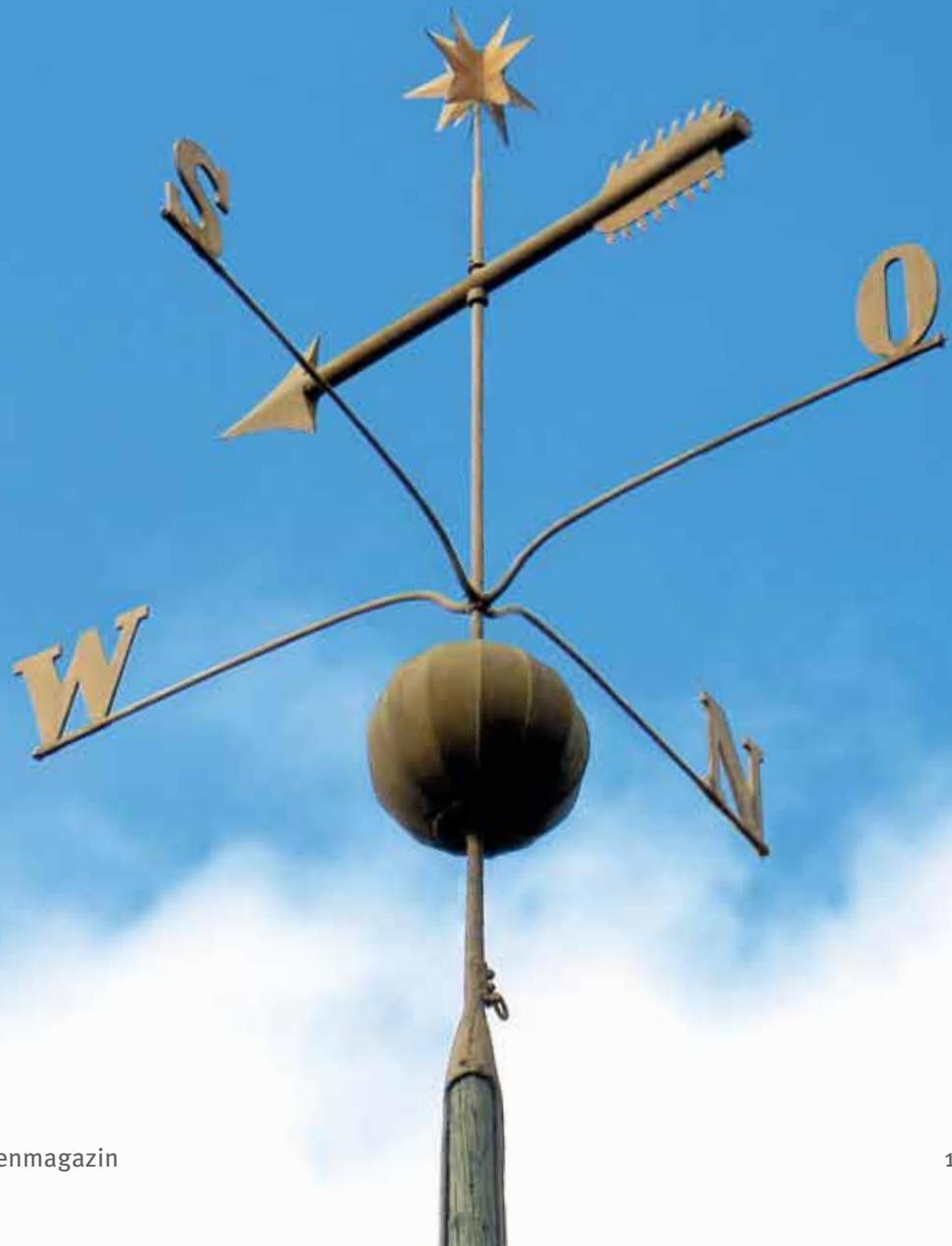


Foto: kemie iStockphoto

Die Anfrage erreichte Jürgen Werth, den aus Bautzen, aus einer Gemeinde in Elmsborn. Das ist nichts Ungewöhnliches, denn Werth tritt oft als Prediger im ganzen Land auf. Dann erzählt er seine bewegte Lebensgeschichte oder predigt, am liebsten über Josua. „Wir machen seit über 15 Jahren an der Ostsee Urlaub, und bei den Baptisten dort war ich schon zwei Mal als Prediger. Also habe ich mir nichts weiter dabei gedacht und habe zugesagt“, erzählt Werth. Eine Woche vor der Veranstaltung las er auf der Webseite der Gemeinde die Ankündigung, dass der ehemalige Leiter des christlichen Rundfunksenders ERF Medien, Jürgen Werth, zu Gast sei. Werth erzählt: „Da dachte ich mir erst: Ach, der kommt auch?“, und grinst. Hinterher stellte sich heraus, dass die Sekretärin der Gemeinde einer Verwechslung aufgesessen war und einen anderen Jürgen Werth eingeladen hatte als geplant.

Jürgen Werth, 54, hat nicht nur Vor- und Nachnamen mit dem etwas bekannteren Liedermacher und ehemaligen Chef der Deutschen Evangelischen Allianz gemeinsam. Auch den Glauben an Jesus Christus teilt er mit seinem Namensvetter. Wie er zu diesem Glauben kam, davon erzählt Werth immer wieder gerne und so lebendig und voller Begeisterung, als sei es erst letzte Woche geschehen: Werth war schon mit 18 Jahren obdachlos. Als achttes Kind wurde er in eine Familie bei Sonneberg in Thüringen geboren. Seine Eltern hatten Probleme mit Alkohol. Der Vater verunglückte wegen Alkoholmissbrauchs noch vor Werths Geburt tödlich. Das Verhältnis zu seinem Stiefvater war so schlecht und auch das zu seiner Mutter von so großem Hass geprägt, dass es eines Tages zum Eklat kam und die Mutter ihn aus dem Haus warf. Von da an lebte Werth auf der Straße und schlief auf Parkbänken.

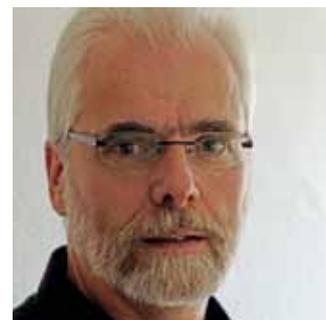
Gott verändert ein Leben

Doch eines Tages lernte er einen jungen Mann namens Frank kennen, der in einem großen Haus lebte und Werth bereitwillig als Mitbewohner aufnahm. Schnell merkte Werth, dass Frank anders war als die Menschen, die ihm bisher begegnet waren. Denn er nahm Werth sofort als Freund wahr und interessierte sich ehrlich für ihn. „Das war völlig neu für mich“, beschreibt dieser seinen Eindruck von damals. Frank war Christ. Und in seinem Haus trafen sich regelmäßig Mitchristen, um zu beten und Gott zu feiern. „Ich konnte kaum glauben, dass diese Leute mit Gott redeten, als wäre er im Zimmer“, erinnert sich Werth, der bis dahin mit Kirche und Gott rein gar nichts zu tun hatte.

Sein Problem sei schon immer gewesen, dass er sich bei anderen Menschen vor allem bemühte, sich ihnen anzupassen, sagt er heute. Das tat er damals auch. Er lernte sogar ein Gebet aus einem frommen Büchlein auswendig, um es in der Gebetsgemeinschaft „vorzutragen“. Einer in der Gruppe merkte aber, dass Werth offensichtlich noch nicht so ganz selbst von dem überzeugt war, was er da sagte, und erklärte ihm, was es mit dem christlichen Glauben auf sich hat. „Als erstes sagte er mir, einem ständig hungrigen Achtzehnjährigen, an einem Samstagvormittag: Jürgen, das Lamm ist für dich geschlachtet. Und ich dachte: Wieso spricht der mit mir übers Mittagessen? Als er dann noch sagte: ‚Das Blut ist für dich geflossen‘, dachte ich wirklich, die sind alle verrückt. Erst als er sagte ‚Du kannst ein neues Leben anfangen‘, wurde ich hellhörig.“ Ein neues Leben beginnen, das wollte er auf jeden Fall. Und als jener Frank ein

Gebet vorsprach, das Werth nachbeten sollte, passierte etwas in ihm, „was sich mit Worten schlecht ausdrücken lässt“, sagt er. „Es war, als hätte jemand in einer lauten Werkhalle sämtliche Motoren abgestellt. Plötzlich war absolute Stille in mir, und in meinem Herzen war eine Stimme, die sagte: ‚Jetzt bist du zu Hause.‘“ Das war am 10. Oktober 1981.

Von da an spürte Werth, wie Gott ihn veränderte. Er, der mit zwölf Jahren angefangen hatte zu rauchen und seither Kette rauchte, wurde frei von Süchten. Sogar eine Versöhnung mit seinen Eltern wurde möglich. Im Jahr 1988 heiratete er, und noch heute schießen Werth kurz die Tränen in die Augen, wenn er an das Glück dieser Ehe denkt. Das Paar hat heute vier Kinder. Der gelernte Bäcker machte zunächst noch eine Ausbildung als Hilfspfleger und dann noch als Gärtner. Heute ist Werth einer von vier Geschäftsführern bei der Ökumenischen Kirchenwochenarbeit in Bautzen, einem überkonfessionellen missionarischen Werk. Gemeinden buchen ihn als Vortragenden, für Mitarbeiterschulungen oder Predigten. Das Haus in der Bautzener Innenstadt, in dem die Kirchenwochenarbeit organisiert wird, wird „die Schmiede“ genannt, weil es noch bis kurz nach der Wende eine Schmiede war und noch immer diesen rustikalen Charme ausstrahlt. Dort werden Rüstzeiten für Christen unterschiedlichen Alters angeboten, Jüngerschaftsschulen sowie Freizeiten für Kinder und Teenager; ein zusätzlicher wichtiger Punkt ist die Osteuropahilfe, deren Ursprünge noch bis in DDR-Zeiten zurückreichen.



Jürgen Werth aus Bautzen, geboren 1963; „10. Oktober 1981 – ich kapitulierte mit meinem Leben und betete das erste Mal.“

Foto: pro/jörn Schumacher

Den anderen Jürgen Werth aus dem Westen hat der Prediger aus Bautzen in den Neunzigerjahren das erste Mal getroffen. „Später ging es dann los mit Facebook“, erzählt Werth. In dem Sozialen Netzwerk hatte der Bautzener Jürgen Werth Beiträge seines Wertzlerer Namensvetters kommentiert. „Da haben sich die Leute gefragt: Warum kommentiert denn Jürgen Werth seine eigenen Beiträge, und dann noch mit einem anderen Profilbild?“, erzählt Werth lachend. Damals noch ERF-Chef, lud der West-Werth seinen Ost-Kollegen in seine Sendung „Werthe Gäste“ ein. Und er kam zum 50. Geburtstag seines Namensvetters nach Bautzen und beide gaben ein gemeinsames Konzert unter dem Titel „Jürgen Werth und Jürgen Werth“. „Ich singe zwar auch selber, aber ich habe nur zwei Lieder, er hat ein paar mehr“, sagt Werth.

Heute sind es Menschen, die, wie er einst selbst, auf der Straße leben, für die er einen besonderen Platz in seinem Herzen hat, sagt der Bautzener Jürgen Werth. „Ich komme selber von der Straße. Ich war einer von den Typen, die heute vor dem Supermarkt stehen. Und wenn ich sie sehe, habe ich Hoffnung für sie. Denn ich weiß, wo ich herkomme und wie Gott mich verändert hat.“ ■



Advokat gegen Rechts

Die Südheide ist eine von drei Hochburgen für Neonazis in Niedersachsen: Die Region ist einsam, dünn besiedelt und es gibt wenige Arbeitsplätze. Gute Voraussetzungen für Rechte, ihre Ideologie populär zu machen und schon Kinder und Jugendliche zu indoktrinieren. Doch ein Pfarrer leistet hartnäckig Widerstand. | VON SWANHILD ZACHARIAS

Der Weg nach Unterlüß ist still und eintönig. Nur wenige Fahrzeuge sind an diesem Januartag auf den Landstraßen in der Südheide in Niedersachsen unterwegs. Rechts und links der Fahrbahn erstreckt sich die karge Winterlandschaft der Heide, plattes Land mit kahlen Bäumen und kleinen Wäldchen säumt die Straße. Alle paar Kilometer liegt ein einsames Gehöft am Straßenrand oder ein Dorf, das so klein ist, dass man es gefühlt schon durchquert hat, sobald man das Ortsschild entziffert hat. Man fährt durch Eschede, einen größeren Ort, dessen Name manchem wegen des Zugunglücks im Jahr 1998 etwas sagt. Dann wieder lange nichts, dann kommt Unterlüß.

Ein großes Pfarrhaus mit Garten steht gleich am Ortsrand. Von außen wirkt es behaglich, von innen urgemütlich. Wilfried Manneke wohnt hier. Der Pastor empfängt den Besuch im Arbeitszimmer, die Lesebrille vorne auf der Nasenspitze. Seine Frau bringt Kaffee. Die Uhren hier scheinen langsamer zu ticken als anderswo. Es ist friedlich.

Doch der Eindruck täuscht. Unter der Oberfläche brodelt es. Und das schon seit Jahrzehnten. Manneke ist seit 22 Jahren Pastor der evangelischen Friedenskirche Unterlüß. Genauso lange kämpft er schon gegen den Rechtsextremismus in der Region. Denn die Gegend ist ein Anlaufpunkt für Neonazis, so lange Manneke denken kann. Es gibt drei Regionen in Niedersachsen, die in der rechten Szene besonders bekannt sind: Die Heide, der Harz und das Schaumburger Land. „Die Heide ist dünn besiedelt, es gibt wenige Arbeitsplätze und kaum Industrie“, sagt



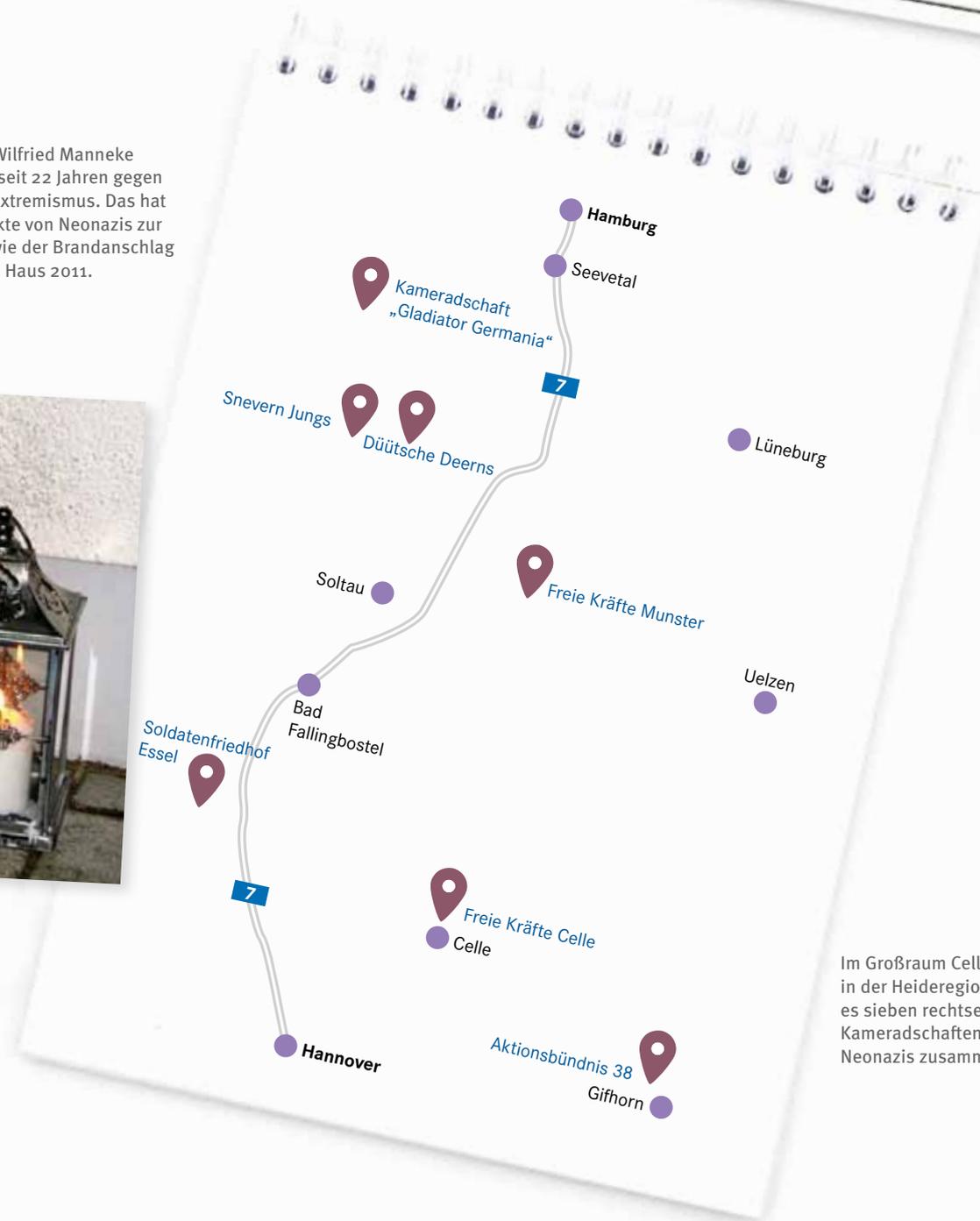
Fotos: privat

Manneke. Für die rechtsextremen Kameradschaften sind das perfekte Voraussetzungen, um Treffen zu organisieren, ihr Vorgehen zu planen und ihrer Ideologie zu huldigen. „Wir erobern die Städte vom Land aus“, hatte der Anwalt und NPD-Funktionär Jürgen Rieger postuliert. Rieger war früher in der Südheide aktiv. Viele in der Region kennen ihn aus Medienberichten, als er im Jahr 2009 das Landhotel Gerhus im nahegelegenen Faßberg von Neonazis besetzen ließ, um es für seine Zwecke zu nutzen. Der Plan schlug jedoch fehl. Mittlerweile ist Rieger verstorben, seine Anhänger sind aber immer noch aktiv.

Behörden haben es schwer

Zentrum für ihre Treffen ist dreimal im Jahr ein abgelegener Hof bei Eschede, der Hof von Landwirt Joachim Nahtz. Drei Kilometer sind es vom Hof bis zur nächsten befestigten Straße. Bis vor drei Jahren kamen bei jedem Treffen noch mehr als 300 Neona-

Pastor Wilfried Manneke kämpft seit 22 Jahren gegen Rechtsextremismus. Das hat Racheakte von Neonazis zur Folge, wie der Brandanschlag auf sein Haus 2011.



Im Großraum Celle und in der Heideregion gibt es sieben rechtsextreme Kameradschaften, in denen sich Neonazis zusammen schließen

zis zusammen: Zu den Sonnenwendfeiern im Juni und Dezember und zum Erntefest im September. Die Feiertage stammen aus der Zeit des Nationalsozialismus. Die Neonazis begehen sie noch. „Es gibt ein großes Feuer und Tanz, deutsche Lieder werden gesungen, auch einen Info- und Bücherstand gibt es. Es ist eine Mischung aus Folklore und Indoktrination“, sagt Manneke. Nach dem Verkauf von Landflächen darf Nahtz mittlerweile aber nicht mehr als 100 Leute auf seiner Hofstelle unterbringen.

Das sind 100 zu viel, findet der Pastor. „Wenn die Behörden nachfragen, sagt Joachim Nahtz, es sei eine Geburtstagsfeier“, sagt Manneke. Weil die Veranstaltungen auf Privatgelände stattfinden, haben die Behörden es schwer, dagegen vorzugehen. Manneke will das nicht hinnehmen.

Er stellt sich den Neonazis buchstäblich in den Weg. Zusammen mit Mitgliedern aus seinem „Netzwerk Südheide“, in dem sich mehr als 500 Menschen gegen Rechtsextremismus zusammengeschlossen haben, geht er auf die Straße. Immer, wenn die

Treffen auf dem Hof stattfinden, stehen sie vor der Zufahrt und demonstrieren. „Die Heide blüht lila und nicht braun!“, ist zum Beispiel auf den Schildern zu lesen. „Bunte Vielfalt statt brauner Einfalt“, steht auf einem anderen. „Wir sind sehr wachsam und gucken genau hin“, sagt Manneke über das Netzwerk Südheide. „Wenn sich etwas tut, schlagen wir Alarm.“

Der Pastor kann dem Rechtsextremismus nicht schweigend zuschauen: „Als Christ kann ich nicht einfach hinnehmen, wenn andere Menschen diffamiert werden. Christlicher Glaube und Rechtsextremismus sind unvereinbar.“ Und: „Gott liebt alle Menschen. Es wird Zeit, dass wir das endlich erkennen und in dieser Weise auf unsere Mitmenschen zugehen.“ 179 Personen kamen seit der Wende durch Rechtsextreme in Deutschland ums Leben: „Erschlagen, aus fahrenden Zügen geworfen, angezündet“, sagt Manneke. Das „Netzwerk Südheide“ stellt alle diese Menschen in einer Wanderausstellung vor, die sich auch Schulen ausleihen.

Bei den Demos vom „Netzwerk Südheide“ kommen oft mehrere hundert Menschen zusammen



Foto: privat

Seit er die Apartheid in Südafrika erlebt hat, engagiert sich Manneke gegen Rechts. Vor seiner Zeit in Unterlüß war er dort zwölf Jahre Auslandspfarrer der Evangelischen Kirche. „Das hat mich sensibel gemacht für Themen wie Rassismus, gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit und Ausgrenzung“, sagt er. Bis zu den ersten freien Wahlen in Südafrika im Jahr 1994 hätten die Weißen im Land alle Menschen anderer Hautfarbe diffamiert, ausgegrenzt und verletzt. Manneke erlebte die Rechtsprechung als unfair. Schwarze oder Inder seien weniger wertgeachtet worden als die Weißen, erinnert er sich.

Racheakte von Rechtsextremen

„Ziel der Neonazis ist es, diese Politik auf die ganze Welt zu übertragen“, sagt Manneke. Das will er verhindern. Sorgen macht ihm, dass viele Jugendliche in der Region für die Parolen der Rechten empfänglich sind. Es gibt in der Südheide wenige Angebote für sie und wenig Freizeitbeschäftigung. Die Rechten seien zudem nicht mehr so leicht zu erkennen. Bomberjacke und Springerstiefel – das war einmal. Manneke und sein Netzwerk leisten deshalb viel Aufklärungsarbeit in Schulklassen, kommunalen Jugendtreffs und im Konfirmandenunterricht.

Sein Engagement bleibt nicht ohne Folgen. Immer wieder wird er zur Zielscheibe für Anschläge von Rechtsextremen. Schon ein Jahr, nachdem er mit dem Kampf gegen die Rechten begann, gab es die ersten Racheakte: ein Hakenkreuz an der Kirchentür; Neonazis, die nachts vor seinem Haus standen und brüllten „Juden raus“ und „Am Kreuz soll kein Jude hängen, sondern ein Arier“. Im Internet sei er auf einschlägigen und heute verbotenen Webseiten als „Volksverräter“ bezeichnet worden. „Man solle mich nach Israel oder in die Türkei deportieren, hat

dort gestanden.“ Das Schlimmste sei der Brandanschlag gewesen: 2011 warfen Rechtsextreme einen Molotowcocktail auf das Pfarrhaus. „Die Flammen schlugen zwei Meter hoch an der Hauswand“, sagt Manneke. Um 30 Zentimeter verfehlte der Sprengsatz das Küchenfenster. „Wäre der Molotowcocktail ins Haus geflogen, hätte es auch drin gebrannt.“ Die Ermittlungen der Polizei führten zu nichts. Manneke erzählt ungerührt von dem Vorfall, so als sei das für ihn nichts Außergewöhnliches.

„Gott liebt alle Menschen. Es wird Zeit, dass wir das endlich erkennen und in dieser Weise auf unsere Mitmenschen zugehen.“

„Wer sich gegen Rechtsextremismus engagiert, der muss mit massiven Anfeindungen rechnen“, sagt er. Nicht alle im Ort haben dazu den Mut. Viele haben Angst, von den Rechten wiedererkannt zu werden. Denn in einem Ort wie Unterlüß kennt jeder jeden. Doch die Solidarität ist stark. Nach dem Brandanschlag erließ der Gemeinderat eine Resolution gegen Rechtsextremismus, bei einer Demo mit Mahnwache und Gottesdienst kamen über 500 Menschen zusammen.

Trotz der Anfeindungen macht Manneke weiter. „Tu, was dir vor die Hand kommt“, heißt sein Motto, das er aus der Bibel aus Prediger 9, Vers 10, ableitet. Dort heißt es: „Alles, was dir vor die Hände kommt, es zu tun mit deiner Kraft, das tu; denn im Totenreich, in das du fährst, gibt es weder Tun noch Denken, weder Erkenntnis noch Weisheit.“ Ihm geht es um „Verkündigung in Wort und Tat“. In seiner Gemeinde liegt ihm die Mission am Herzen und „Menschen für Christus zu gewinnen“. Doch er sieht sich auch als „Advokat für benachteiligte Menschen“. Sein Glaube ist dabei ein starkes Fundament. Deshalb wird er sich auch kommendes Jahr, wenn er in den Ruhestand geht, weiter in seinem Netzwerk engagieren. Er wird weiter in Schulen und Jugendgruppen gehen, um aufzuklären. Und er wird weiter dreimal im Jahr vor dem Hof bei Eschede stehen und ein Schild hochhalten, auf dem steht: „Die Heide blüht lila.“ ■

Anzeige



Sie macht die Bücher, er die Kasse

100 Jahre alt und immer noch dasselbe Ziel: Der Marburger Francke-Verlag will den Glauben der Menschen an Gott stärken.

| VON NORBERT SCHÄFER

Der Verlag der Francke-Buchhandlung feiert in diesem Jahr seinen 100. Geburtstag. Theophil Kraewelitzki, Direktor des Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverbandes (DGD) in Marburg, gründet den Verlag am 1. Juli 1918 unter dem Namen „Reichsverlag“. Der Pfarrer will die Schriften seiner Missionsarbeit über Büchertische der Diakonissen-Mutterhäuser und dem Buchmarkt veröffentlichen. Ab 1936 heißt der Verlag „Spener-Verlag“, benannt nach



Klaus Meiß ist Geschäftsführer des Francke-Verlags

dem Theologen und Pietisten Philipp Jacob Spener, der im 17. Jahrhundert wirkte. In der DDR besteht der Verlag eigenständig unter dem Schutz der Evangelischen Kirche weiter fort, während sich die westdeutschen Filialen nun „Francke-Buchhandlungen“ und „Verlag der Francke-Buchhandlung“ nennen. Dabei ist es bis heute geblieben. Namensgeber ist August Hermann Francke, der evangelische Theologe, Pädago-

ge, Kirchenlieddichter und Pietist im 18. Jahrhundert, dessen Ziel die Verbreitung der Bibel war.

Ein Buch hat die Ehe verändert

Die meisten Leser sind heute Frauen im Alter zwischen 30 und 60 Jahren. Sie interessieren sich vor allem für die christlichen Romane, die aus dem Englischen übersetzt werden. Verkaufsschlager ist jedoch ein Sachbuch. Von den „5 Sprachen der Liebe“ des amerikanischen Autors und Beziehungsberaters Gary Chapman hat der Verlag bislang mehr als 700.000 Exemplare in 30 Auflagen verkauft, sagt Geschäftsführer Klaus Meiß. Seine Frau hat das Buch lektoriert. Es war ihr erstes, als sie 1993 beim Verlag anfang. „Das Buch hat auch unsere Ehe verändert“, sagt Anne-Ruth Meiß heute. Beide kennen nun die Stärken und Gaben des Partners besser.

Eigentlich wollten die beiden Lehrer werden. Aber als sie ihr Studium beendet hatten, wurden hessenweit keine Lehrer eingestellt und so fingen beide beim DGD an. Klaus Meiß war dort zunächst Lehrer an der Evangelischen Hochschule Tabor, danach leitete er das Marburger Bibelseminar. Seine Frau ging direkt zum Francke-Verlag und übernahm dort bald die inhaltliche Leitung. „Die Geschäftsführung wollte ich nie übernehmen, einfach um wegen der Kinder flexibel zu bleiben“, sagt sie. Deshalb hat Ehemann Klaus das neben der Leitung des Seminars übernommen. Sie macht die Bücher und Produkte, die „den Glauben an Gott wecken und wachsen lassen“, wie er

sagt. Er sorgt dafür, dass das Geld in die Verlagskasse kommt, und kümmert sich um Organisatorisches und Verträge.

Die Digitalisierung ist auch bei Francke ein Thema. Mehr als 300 eBooks, vor allem Romane, sind bereits im Programm. „Der christliche Buchhandel kämpft mit den Internetriesen“, sagt Meiß.



Seine Frau Anne-Ruth hat die inhaltliche Leitung

Deshalb stellt eine Verlagskooperation im Frühjahr die Datenbank „dakobus“ christlichen Buchhändlern zur Verfügung. Die müssen dann Produkte nicht mehr manuell erfassen und können Kosten senken. In der christlichen Szene lohne sich strenge Konkurrenz nicht, sagt Meiß. „Kleine Verlage werden dazugekauft, um die Umsätze auf gesunde Füße zu stellen.“ Francke hat deshalb 2017 zusammen mit dem Kawohl Verlag die Alpha-Buchhandlungskette, den Brunnen-Verlag und den Dienstleister für christliche Medien, ChrisMedia, erworben. ■

IN CHINA BOOMT DAS CHRISTENTUM

Für sein Buch „Sieben. Geschichten vom Glauben“ hat Autor Sebastian Hesse auch das Reich der Mitte bereist. Dort hat er Christen getroffen. Er hat es zumindest versucht, bis der Staat dazwischengefunkt hat. Ein Buchauszug.

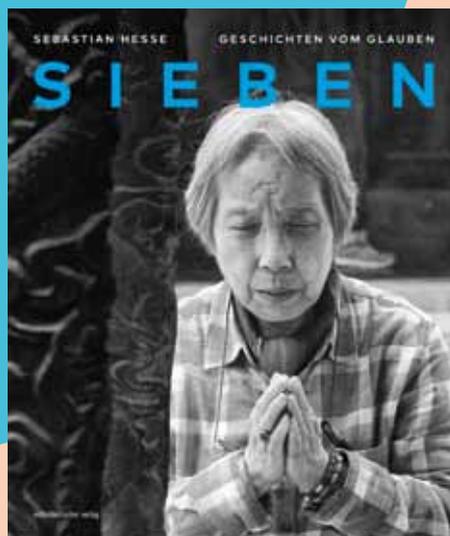
Gerade die Beliebigkeit vieler spiritueller Lehren im heutigen China, ihre Unverbindlichkeit, Kommerzialität und mangelnde Tiefe irritieren so manchen Sinn Suchenden. Und so erklärt sich, dass in China eine Religion boomt, die aus einem ganz anderen Kulturkreis stammt: Das Christentum!

Im Zeichen des Kreuzes

Eine regelmäßige Gottesdienstbesucherin ist Esther. Die 32-Jährige ist bekennende Christin. Esther ist der biblische Name, den sich die junge Chinesin nach ihrer Taufe zugelegt hat. Ich treffe sie in ihrer Wohnung in einem Vorort von Shanghai. Auf meine Bitte hin betet sie das ‚Vater unser‘ - auf Mandarin -, was für westliche Ohren so befremdlich klingt, dass man das vertraute Glaubensbekenntnis gar nicht als solches erkennt. Die gertenschlanke, fast ein wenig zerbrechlich wirkende Frau hat mich in ihre Wohnung im siebten Stock eingeladen, direkt unterm Dach. Esther hat nach ihrem Literaturstudium für das japanische Fernsehen gearbeitet. In ihrer Wohnung erinnern einige Einrichtungsgegenstände aus Japan daran. Und die zahlreichen Musikinstrumente verraten den Beruf von Esthers Mann: Er ist Musiklehrer. Das Christentum hat die junge Chinesin nach längerer Suche entdeckt. „Ich habe studiert, eine Menge Bücher gelesen, viel gearbeitet“, erzählt sie. „Aber ich habe darin keine Zukunft für mich gesehen. Nichts, wofür es sich zu leben lohnte. Buddhismus und Taoismus haben mir nicht weiter geholfen: Das sind reine Philosophien.“ Esther nickt voller Verständnis, als ich ihr von meiner eigenen Irritation über das Kommerzielle des Pilgertourismus auf Putuoshan, und den ominösen Reichtum des Jade Buddha Temple erzähle. Sie fährt fort: „Und dann kam ich in Kontakt mit einer christlichen Gruppe. Ich fing an,

die Bibel zu lesen. Je mehr ich darin las, desto mehr Wahrheit habe ich darin gefunden. Und dann habe ich mich taufen lassen.“ Die Taufe war für Esther auch eine Art Rebellion, eine Auflehnung gegen ihr Elternhaus, das Weltbild und Lebensverständnis ihrer Familie, die an der Grenze zu Myanmar lebt. Ich muss unfreiwillig an meine Mit-Meditierenden und auch den pilgernden Geschäftsmann auf der Buddha-Insel denken, als Esther von ihrer Mutter und ihrem Vater erzählt. „Meine Eltern wissen nicht einmal, wofür sie eigentlich beten“, sagt sie ohne jede Häme. „Die machen nichts, als Weihrauch zu räuchern und sich vor Buddha-Statuen zu verneigen. Die haben noch nie ein buddhistisches Buch gelesen - um zu verstehen, welchem Glauben sie da anhängen. Die wollen nur ein bisschen Zugehörigkeit, Trost und Segenswünsche.“ Darin sieht Esther generell das Problem mit den anderen spirituellen Angeboten auf dem chinesischen Markt: Oberflächlich seien die, leicht zu konsumieren und am Ende reine Geschäftemacherei, schimpft sie, jetzt doch mit etwas Zorn in der Stimme. Das Christentum zu praktizieren sei anstrengend, gehe aber viel weiter in die Tiefe und verleihe ihr einen moralischen Kompass. Was einen Keil zwischen sie und ihre Familie getrieben hat: „Meine Eltern haben kein Verständnis dafür, dass ich zunächst mit dem Buddhismus aufgewachsen und gut zurechtgekommen bin. Mich dann aber einer ausländischen Religion zugewandt habe, einer westlichen Religion. Das liegt wohl daran, dass sie das Christentum nicht verstehen. Sie waren ihr ganzes Leben Teil der hiesigen Leitkultur: Neues, Veränderungen verunsichern sie!“ Wie so viele ihrer Landsleute.

Wandel gehört zu den zentralen Erfahrungen im modernen China. Das gilt auch für die Religion: Es könnten bald 100 Millionen Chinesen sein, die sich zum Christentum bekennen:



Sebastian Hesse: „Sieben. Geschichten vom Glauben“, Mitteldeutscher Verlag, 144 Seiten, 24,95 Euro, ISBN 9783954629190

80 Millionen Protestanten und 13 Millionen Katholiken gibt es nach aktuellen Schätzungen. Und damit mehr Christen, als die Kommunistische Partei Mitglieder hat. Entsprechend ist Christentum keine Kirche im Verborgenen, sondern ausgesprochen sichtbar im Reich der Mitte.

[...]

Doch der chinesische Staat hält sich nur so lange aus kirchlichen Angelegenheiten heraus, wie seine eigene Vormachtstellung unangetastet bleibt. Und reagiert mit aller Härte, wenn er religiöse Gemeinschaften als Bedrohung empfindet. So geschehen etwa in Wenzhou, Chinas Jerusalem, dem Herkunftsort der Pilger von Sheshan.

Im Sommer 2014 hat die Staatsmacht dort ein Exempel statuiert und als Demonstration ihrer Macht bei mehreren Kirchen die Kreuze abgehängt. Beim Lesen einer alten Reportage war ich über ein Interview mit einem Aktivisten namens Daoming gestolpert. „Am 28. Juni kamen Sicherheitsleute und Arbeiter hierher, um das Kreuz abzubauen“, hatte er damals dem Reporter erzählt. Und weiter: „Wir fragten sie nach einer offiziellen Anordnung, nach irgendeinem rechtlichen Dokument. Doch sie konnten uns nichts zeigen. Sie drängten herein und nahmen das Kreuz ab. Unser Kreuz hatte fast 30 Jahre lang auf dem Dach gestanden – und das legal. Am nächsten Tag haben wir es wieder aufgestellt.“ Zwei Jahre später fahre ich selber nach Wenzhou. Um Daoming zu treffen. Und um herauszufinden, was aus dem Kulturkampf um die Kreuze geworden ist. Die Reise endet im Desaster.

Daoming hatte man bereits verhaftet, bevor ich in Wenzhou ankomme. Einen Tag Sicherheitsgewahrsam, bis der ausländische

Journalist abgereist ist. Der Fahrer, den mein Assistent und ich angeheuert hatten und der uns am Flughafen abholt, entpuppt sich als gekauft. Oder getarnter Polizist. Jedenfalls behindert und verzögert er nach Kräften unseren Trip. Andere Gesprächspartner, mit denen wir verabredet sind, werden so eingeschüchtert, dass sie das Interview absagen. Schließlich werden wir selber von Regierungsoffiziellen abgefangen und so massiv von der Arbeit abgehalten, dass wir am Ende des Tages unverrichteter Dinge wieder abreisen müssen. Der steigende Zulauf zu Kirchen und Tempeln, so scheint es, macht Chinas Führung allmählich nervös.

Im April 2016 hat die Kommunistische Partei neue Richtlinien für Religionsgemeinschaften erlassen. Parteichef Xi Jinping will sie stärker kontrollieren lassen. Sie sollen sich zu ‚sozialistischen Kernwerten‘ bekennen, sich den Anweisungen der KP unterwerfen. Längst gibt es in den Gemeinden aller Glaubensrichtungen sogenannte „Patriotische Vereinigungen“. Deren Aufgabe ist es darauf zu achten, dass die Glaubensinhalte nicht im Widerspruch stehen zum ‚Sozialismus mit chinesischen Charakteristiken‘, wie ihn die KP lehrt. Der katholische Bischof von Shanghai, Ma Daqin, hatte vier Jahre zuvor von der Kanzel herunter und unter dem donnernden Applaus seiner Gemeinde erklärt, er werde aus der ‚Patriotischen Vereinigung‘ austreten. Seither stand er unter Hausarrest. Im Sommer 2016 knickte er ein und bezeichnete seinen Austritt öffentlich als „Fehler“. Liebe zum Vaterland, so der reumütige Bischof in seiner öffentlichen Abbitte, sei ebenso wichtig wie die Liebe zur Religion. Der patriotische Slogan ist fast wortgleich wie die Spruchbänder entlang der Zufahrtsstraße zum tibetischen Dhaza-Kloster. Auch dort hatte sich die Glaubensgemeinschaft mit der Staatsmacht arrangiert. Und von ihr Formeln aufzwingen lassen, die unmissverständlich die Herrschaftsverhältnisse beschreiben.

Chinas Gläubige und Sinn Suchende sind gehorsam gegenüber ihrer atheistischen Obrigkeit. Das ist für sie überlebensnotwendig. Sie stecken in einem Dilemma, das keiner der in den übrigen Kapiteln dieses Buches Beschriebenen kennt. In China habe ich erlebt, wie die Sehnsucht nach Sinn sich auch unter den widrigsten Umständen Bahn bricht. Weder betäubender Konsum, noch politischer Druck konnten die Neugierde auf ein Weltverständnis, das die stofflich-materielle Oberfläche durchdringt, schmälern. ■

„GLAUBE KOMMT IN DEN MEDIEN ZU KURZ“

Eine „Sehnsucht nach spiritueller Orientierung“ entdeckte Sebastian Hesse auf Reisen durch die ganze Welt. Wo Glaubensthemen dagegen belächelt werden und warum ihm ferne Religionen oft näher waren als die eigene, erklärt er im pro-Interview. | DIE FRAGEN STELLTE STEFANIE RAMSPERGER



pro: Herr Hesse, im Vorwort zu Ihrem Buch „Sieben. Geschichten vom Glauben“ schreiben Sie, dass Ihre Recherche in eine „sehr persönliche Sinnsuche in unserer zunehmend entzauberten Welt“ gemündet sei. Wohin führte die Sinnsuche?

Sebastian Hesse: Ich bin gläubiger Christ, insofern bin ich empfänglich für Glaubensthemen. Die für mich verblüffendste Erkenntnis war, wie viel Spiritualität auf der Welt noch da ist. Die Menschen, die ich getroffen habe, hat die Ahnung davon geeint, dass es noch etwas Größeres gibt als einen selbst.

Was glauben Sie persönlich?

Ich bin getauft und praktiziere meinen Glauben innerhalb der Landeskirche. Ich bin ein toleranter Christ, weil ich Respekt vor anderen Glaubensformen habe und sie größtenteils für kulturell bedingt halte. Allerdings hat mich gerade die Reise nach China in meinem eigenen Lebensweg sehr bestärkt.

Inwiefern?

In China hatte der Kommunismus bis 1976 Religion völlig ausgeradiert. Seit einigen Jahren begeben sich die Chinesen auf Sinnsuche, verstärkt durch einen irren Konsumrausch. Das bewirkt ein Bedürfnis nach Orientierung und Zugehörigkeit. Dabei sind viele spirituelle Angebote eher eine Art Wellness: simple Riten

Sinnsuche ist unter
Chinesen weit verbreitet.
Den größten Tiefgang
entdecken viele im
Christentum.



Fotos: Sebastian Hesse

ohne großen Tiefgang. Das Christentum empfinden viele Chinesen bei ihrer Sinnsuche als weniger oberflächlich. Deswegen bildet diese Reportage auch den Schlussakkord des Buches.

Wie Christen in China behandelt werden, scheint für Sie außergewöhnlich einprägsam gewesen zu sein. Was ist in China passiert?

China war extrem widersprüchlich. Einerseits gibt es Religionsfreiheit, andererseits ist es dem Staat suspekt, wenn das Religiöse intensiver wird.

Es gab vor vier Jahren einen Vorfall in einer Hafenstadt, der mich interessiert hat: Der Staat hatte Kreuze als Machtdemonstration in dem Gebiet abgehängt, Gläubige haben sie wieder aufgehängt. Im Zusammenhang mit der Recherche dazu bemerkte ich, dass mein gesamter E-Mail-Verkehr gelesen wurde. Der Staat wusste alles: Wo wir uns mit wem treffen wollten, welche Flüge gebucht waren, wo wir einen Wagen geliehen hatten. Die Menschen, mit denen wir uns verabredet hatten, wurden festgesetzt. Das war extrem. Wenn eine wahnsinnig potente Staatsmacht, die man im Alltag gar nicht merkt, plötzlich greift, und dann noch in Sphären, die eigentlich politikfrei sein sollten, ist das erschreckend.

Sieben Glaubensgeschichten umfasst Ihr Buch. Eine bedeutsame Zahl im

Christentum. War das Absicht?

Ja, ich hätte auch neun Reportagen gehabt. Aber irgendwie fand ich die Sieben eine mystische Zahl und damit ganz charmant.

Welche ist ihre Lieblingsgeschichte?

Ich mag die Druidengeschichte aus England sehr, weil diese Menschen so skurril sind und so völlig anders als alles, was ich bisher kennengelernt habe. Dort war ich an sehr ungewöhnlichen Orten und die Druiden waren sehr gastfreundlich.

Ein besonderes Erlebnis persönlicher Einkehr war für mich die Pilgerfahrt in die orthodoxe Mönchsrepublik Athos. Das war letztlich eine Naturerfahrung. Und obwohl es mir von meiner eigenen religiösen Prägung eigentlich am nächsten hätte sein müssen, ist es mir am fremdesten geblieben. Dort herrscht eine Männerkultur, die einen allein lässt. Außerdem war es dort am intolerantesten. So stand zum Beispiel auf einer Mauer: „Orthodoxie oder der Tod“. Dass das Abgrenzungsbedürfnis offenbar so stark ist, hat mich irritiert.

Was hätten Sie noch gerne aufgenommen?

Ich hatte noch überlegt, eine Geschichte aus Lateinamerika aufzunehmen, wo vorchristliche Elemente und der Katholizismus der Eroberer zu einer bizarren Mischung verschmelzen. Götterpantheon

mit christlicher Grundierung. Ich hätte auch noch was aus Deutschland machen können. Aber oft ist es in exotischen Zusammenhängen leichter, Interesse zu wecken, als mit dem, was vor der eigenen Haustür liegt. In Deutschland reden wir über Glauben doch auch ungerne.

Kommt Glaube generell in den Medien zu kurz?

Ja. Deutlich zu kurz. Ich glaube, viele Menschen schämen sich für das, was sie glauben. Das finde ich bei uns ausgeprägter als anderswo und es ist ein großer Unterschied zu anderen Kulturkreisen, in denen offener damit umgegangen wird. Dort ist man selbstbewusster.

Wie können Glaubensthemen mehr in die Medien kommen?

Dass er zu wenig vorkommt, liegt wahrscheinlich an beiden Seiten und ist somit ein Spiegel der Gesellschaft: Einerseits wird vieles gern belächelt, aber andererseits lassen die Kirchen das auch zu. Die Katholiken sollten sich nicht nur äußern, wenn der Papst was sagt. Wobei man erstaunlicherweise wieder bereit ist, ihn als moralische Instanz zu sehen, wahrscheinlich weil er ein bisschen als Che-Guevara-Typ überkommt.

Moralische Positionierungen ohne plump parteipolitisch zu sein finden Gehör. Bei der protestantischen Kirche ist mir das oft zu nüchtern und zu wenig mit

WAS HAT SIE WÄHREND IHRER RECHERCHE ÜBERRASCHT?

Dass das Bedürfnis nach Spiritualität im Kern überall das gleiche ist: Es ist unabhängig vom Kontext als Phänomen spürbar und ganz vital. Und dass es sich unter den widrigsten Umständen Bahn bricht.

WAS HAT SIE ÜBERZEUGT?

Die Authentizität der Gläubigen. Ich hatte immer das Gefühl, es mit Menschen zu tun zu haben, deren Sinnsuche glaubhaft war.

Glaubensinhalten unterfüttert. Man bewegt sich in politischen Diskursen mit dem Selbstverständnis: „Hey, wir sind doch normal, wir müssen unsere Ansichten nicht mit Glauben belegen.“ Et was mehr Selbstbewusstsein scheint mir wünschenswert.

Sie haben keine Geschichte aus protestantischem Umfeld in Ihrem Buch aufgenommen. Ist die Katholische Kirche medienwirksamer?

Sie ist älter, verwurzelter, mit klaren Strukturen. Außerdem ist der Katholizismus gefühlsbetonter und arbeitet stärker auf der sinnlichen Ebene. Eben so, wie der Glaube erlebt wird. Es ist so, wie Welt-Chefredakteur Ulf Poschardt Anfang des Jahres gesagt hat, der Weihnachtspredigten mit Juso-Parteitagen verglichen. Die EKD hat sich in der Öffentlichkeit oft als politische Institution geriert statt als eine, die sich mit Glauben oder Seelsorge beschäftigt. Es wird mehr über die AfD gelästert, als dass man über Glaubensinhalte spricht. Die Katholische Kirche ist in ihren Spielarten als Weltkirche präsenter. Ich will keine Frömmerei oder Gefühlsduselei, aber beim Glauben geht es auch um etwas Gefühls. **Ist Glauben für Sie etwas Irrationales?** Irrational ist ein negativer Begriff. Mystisch trifft es eher, der Begriff ist für mich

positiv besetzt: Das hat etwas mit Demut zu tun; sich selbst nicht so wichtig nehmen, damit leben können, dass es Dinge gibt, die für mich nicht begreiflich sind. Akzeptieren, dass es etwas gibt, was ich nicht durchschaue, so wie ich den göttlichen Plan verstandesmäßig nicht durchdringen kann. Aber durch Gefühlsannäherung kann ich davon eine Ahnung bekommen. Mehr als eine Ahnung ist mir nicht vergönnt.

„Klare Gedanken finden nicht mehr statt“, schreiben Sie an einer Stelle in Ihrem Buch. Für andere ist Glaube etwas rein Rationales.

Für mich nicht. Rational wäre mir zu wenig, denn das hat auch etwas Beschränktes. Beweisbar ist Glaube nicht. Hier geht's um was Größeres, Umfassendes. Es geht um Göttliches, nicht um Menschliches.

Sind Sie als Landeskirchler ein heimlicher Charismatiker?

Nein, aber ich bin sehr tolerant. Jeder muss seinen Weg finden. Jeder muss nach seiner Fassung glücklich werden. Ich bin diskursfähig, solange kein anderer bedrängt oder beeinträchtigt wird.

Vielen Dank für das Gespräch! ■

WAS HAT SIE ERSCHRECKT?

Die Intoleranz, zum Beispiel bei den Orthodoxen. Den Schriftzug „Orthodoxie oder der Tod“ hatte ich erwähnt. Katholische Pilger auf dem Athos haben mir von sehr feindseligen Reaktionen erzählt, die sie erhalten hätten. Aber auch die Intoleranz im islamischen Kontext war sehr ausgeprägt. Mystiker in Pakistan oder Indien haben es sehr schwer und sind oft Anschlägeziele. Opfer des islamischen Terrors sind vor allem Muslime, und da ganz besonders die Sufis.

WAS HAT SIE BEREICHERT?

Die Begegnungen mit den Menschen. Vor allem die Gastfreundlichkeit überall. Die Bereitschaft, einen hineinzulassen in die Lebenswelten. Die eigene Erfüllung und die Begeisterung des eigenen Tuns zu teilen, ohne dass mich irgendjemand versucht hätte zu missionieren. Das war eine sehr verbindende Erfahrung über kulturelle Grenzen hinweg.



Foto: Qian Feng

Sebastian Hesse, Jahrgang 1963, ist Chefreporter beim MDR. Als Korrespondent lebte er in den USA und Großbritannien. Für sein Buch „Sieben. Geschichten vom Glauben“ reiste er durch die Welt, von Griechenland bis Indien.



Das Theaterstück „Das 1. Evangelium“ erzählt die Geschichte vom Dreh eines Jesus-Films in zahlreichen Kulissen. Das Stuttgarter Schauspielhaus zeigt damit ein multimediales Spektakel.

Foto: JU, Schauspielhaus Stuttgart

Passionsspiele treffen auf Multimedia

Regisseur Kay Voges bringt Menschen den biblischen Stoff auf großer Bühne nahe und inszeniert am Stuttgarter Staatstheater – zugleich spektakulär wie unorthodox – „Das 1. Evangelium“, frei nach dem Evangelisten Matthäus. Dabei hatte er sich in seiner Jugend in einer theatralischen Aktion vom Religiösen losgesagt. | VON MARTINA BLATT

Bei Maria setzen die Wehen ein. Mit voller Inbrunst reiht sie die Namen des Stammbaums Jesu aneinander: „Abraham zeugte Isaak. Isaak zeugte Jakob. Jakob zeugte Juda und seine Brüder“, stöhnt sie von Krämpfen geplagt. Sie scheint nicht mit der Geburt gerechnet zu haben, trägt sie doch noch ein Handtuch, wahrscheinlich nach dem Haarewaschen, um den Kopf gewickelt. „Juda zeugte Perez und Serach mit der Tamar. Perez zeugte Hezron. Hezron zeugte Ram.“ Anfangs keucht sie erschöpft, später schreit sie vor Geburtsschmerzen. Bis sie bei Jakob, dem Vater von Josef, ankommt. Das wiederholt sie ein-

mal. Dann kommt in einem Kraftakt Jesus zur Welt – in einem schäbigen Wohnwagen. Josef schneidet die Nabelschnur durch. Und Schnitt – die erste Szene ist im Kasten.

Vergebliches Warten auf Heilsbotschaften

Direkt am Anfang des Stücks „Das 1. Evangelium“ frei nach dem Matthäus-Evangelium erlebt der Anwesende im Schauspielhaus Stuttgart die Niederkunft Marias. Inszeniert hat das Werk der Regisseur Kay Voges. Er ist fasziniert von biblischem

Stoff: „Ich bin ein großer Fan der Bergpredigt, weil ich in ihr den Grundstein des Humanismus oder der Aufklärung sehe. Unsere abendländische Kultur hat ihr Fundament im Neuen Testament.“ Am 19. Januar feierte das Stück Premiere.

Voges bringt das Werk als Multimedia-Spektakel des modernen Theaters auf die Bühne. Live-Kameras übertragen Bilder von unterschiedlichen Schauplätzen der sich andauernd bewegenden Drehbühne auf drei Leinwände. Der Regisseur reiht dank der beweglichen Bühne immer wieder neue biblische Bilder aneinander. Die Haupthandlung im Stück ist der Dreh eines Jesus-Films: Der junge Regisseur Fred (Paul Grill) will ein monumentales Werk schaffen und scheitert immer wieder an seinen Ansprüchen. Die gedrehten Szenen bringen den Bibelstoff auf immer wieder andere modern-aparte Weise rüber. Das letzte Abendmahl gibt es etwa in einem American Diner. Vieles passiert auf der Bühne gleichzeitig. Der Zuschauer kann und soll daraus neue Zusammenhänge herstellen, alt eingeschliffene, gelernte Bilder hinterfragen.

Auch Jesu Versuchung in der Wüste kommt in Stuttgart auf die Bühne. Dabei spricht Jesus-Darstellerin Julischka Eichel zuerst Jesus-Worte und im Anschluss nach einer schizophran anmutenden Wandlung keift sie die Worte des Teufels: „Wenn du Gottes Sohn bist, so sprich, dass diese Steine Brote werden!“ Im Stück wird Jesus einmal von einer Frau gespielt, dann von einem Mann. Der Darsteller von Johannes dem Täufer (Peer Oscar Musinowski) trägt beim Jesus-Film-Dreh Dreadlocks und tauft in einem Bassin auf der Bühne. Weil er sich von Regisseur Fred nicht genug gewürdigt fühlt, rastet er aus – und seine Schauspielfreundin schubst ihn in das Becken. Wasser spritzt. Ein paar Nackte fehlen im Stück auch nicht. Nacktheit ist beim modernen Theater schon fast etwas Klischeehaftes geworden.

Dieser Theaterabend in Stuttgart fasziniert die einen, die anderen schreckt er ab. Für den zart besaiteten Zuschauer ist er nichts. In jedem Fall setzt er Bibelwissen voraus, um die Szenen einordnen zu können. Wer allerdings auf Heilsbotschaften wartet, tut dies vergeblich.

Regisseur wirft Bibel durch die Kirche

Der sakrale Inhalt ist für den 45-jährigen Voges kein Neuland. Bereits 2000 schrieb er sein erstes Passionsspiel und inszenierte es in Oberhausen. „Ich dachte, 18 Jahre später könnte man noch einen zweiten Versuch machen.“ Der Regisseur ist mit dem Glauben aufgewachsen. Er habe eine „starke, religiöse Sozialisation genossen“, erzählt er im Gespräch mit pro in der Theaterkantine. Er predigte, war in Freikirchen aktiv, hielt Kindern im Ferienlager Bibelstunden, beteiligte sich an Missionseinsätzen von „Jugend mit einer Mission“. Gar mit einem Holzkreuz stand Voges in Amsterdam auf der Straße und habe „die Wahrheit gepredigt“.

Was ihn damals bewegte, schildert Voges mit den Worten Goethes: „Ich wollte erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält.“ Der Gedanke an einen Gott, der ihn behütet, der ihn befreit, „das war ein schöner Glaube“. Allerdings wandelte sich dieser für Voges „nach und nach in Fundamentalismus“. Jesus sagt: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.“ Diesen Satz konnte der Regisseur nicht mehr leben. „Er wurde mir zu ausgrenzend.“ Er konnte den Absolutheitsanspruch, den das Christentum von Glaubenden einfordere, nicht länger umset-



Foto: JU, Schauspielhaus Stuttgart

zen: „Ich kann und will gar nicht dem Anspruch genügen, den ich mir selber predige, weil ich das Gefühl habe, das ist lebensfern, was ich von mir erwarte.“ Zunehmend sah er es als anmaßend an, wie er den Menschen sagte, wie die Welt funktioniere. „Weil ich andere Religionszugehörigkeiten auf einmal ausgrenzte. Weil ich Nicht-Gläubige ausschloss, permanent in eine Verurteilung hineinkam.“ Den christlichen Glauben als einzige Antwort auf alle Fragen zu sehen, war für ihn die „absolute Radikalität“.

Und so wandte er sich, genauso radikal, wie er sich engagiert hatte, mit 17 Jahren theaterreif vom christlichen Glauben ab. In einem Gottesdienst, in dem Gemeindeglieder predigen durften, sprach er über einen Text aus der Offenbarung: „Ich kenne deine Werke, dass du weder kalt noch heiß bist. [...] Weil du lau bist [...], werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.“ Er sagte von der Kanzel aus: „Dann bin ich lieber kalt, als dass ich permanent mit dieser Schuld herumlaufe.“ Er nahm seine Bibel, warf sie durch die Kirche und konstatierte: „Und deswegen werde ich diesen Raum nicht mehr betreten.“ Dann ging er durch den Mittelgang ab und „ward nicht mehr gesehen“, erinnert sich Voges. Das war eine Zäsur in seinem Leben – „mit Pauken und Trompeten“ gesetzt.

Schon damals wusste er: „Jetzt geht die Suche auf andere Art und Weise weiter, und vielleicht ist ‚weiter‘ weniger zielorientiert und mehr erlebnisorientiert.“ Antworten auf die Frage, was die Welt im Innersten zusammenhält, suchte er seitdem „nicht im apollinischen Wege“, wie er sagt, also geordnet und maßvoll, sondern im dionysischen: rauschhaft, im Widerspruch, im Zweifel, im Scheitern. Dort könne er dem Kern „vielleicht ein bisschen näherkommen“. Da sei die Kunst der Ort, an dem er mehr Freiheit hat und an dem „Nichtwissen stattfinden darf“.

„Ich bin ein großer Fan der Bergpredigt. [...] Unsere abendländische Kultur hat ihr Fundament im Neuen Testament.“



Foto: Birgit Hupfeld

Modernes Theater: In „Das 1. Evangelium“ übertragen Live-Kameras Bilder von unterschiedlichen Schauplätzen der Drehbühne auf mehrere Leinwände. Der Regisseur Kay Voges inszenierte erstmals am Staatstheater Stuttgart.

Bibelstunde im Theater

Voges, der auch Intendant am Dortmunder Schauspielhaus ist, gibt dem Publikum in seiner eher unorthodoxen Inszenierung des „1. Evangeliums“ nicht die eine Interpretation. Er möchte dem Zuschauer ein Angebot zum Nachdenken geben, was jeweils das persönliche Bild des Glaubens ist, eine Möglichkeit zum Zustimmung, Ablehnen, zum Zweifeln und zum Neuverknüpfen von Zusammenhängen. Das Theaterensemble hat sich in der Probenarbeit auf besondere Weise mit der Bibel auseinandergesetzt und darüber improvisiert: „Wir haben uns jeden Morgen – was im Theater sehr unüblich ist – zur Bibelstunde getroffen und versucht, diese Texte zu verstehen.“

Die Gegenwart habe ein Glaubensproblem, meint Voges. Menschen mit unterschiedlichen Überzeugungen stünden sich gegenüber. „Dann gibt es die Glaubenskriege und -kämpfe“, eine Perspektive werde gegen eine andere gesetzt. Voges wählt einen anderen Weg: „Wenn wir zwei Perspektiven aufeinander setzen würden, entsteht eine dritte.“ Damit orientiert er sich am französisch-schweizerischen Regisseur Jean-Luc Godard, der sagte, wenn man zwei Bilder zusammenpackt, entsteht ein drittes. Dadurch gehe Klarheit verloren, und „wir fänden Zweifel und die Poesie und den Widerspruch“, erklärt Voges. „Den Widerspruch als Schönheit zu betrachten und die Komplexität als Reichtum, das sind Dinge, an die ich glaube.“ Aus diesem Grund mache er diesen Theaterabend.

Kakophonie der Gegenwart

Die Komplexität äußert sich in dem Stück in der Wort-, Geräusch- und Bildgewalt. Schauspieler rezitieren „Das Hohelied der Liebe“, das „Vater Unser“, laut und leise, murmelnd

durcheinander, die Seligpreisungen; die Kreuzigungsszene wird wiederholt. Die Flut der Eindrücke prasselt auf das Publikum ein. Das kann den Theaterbesucher mitunter überfordern – und das ist auch so gewollt: „Wenn man es da schafft, sich zu entspannen und zu sagen ‚dann ist das eben zu viel‘, dann werde ich selber selektieren und mich treiben lassen. Ich muss nicht verstehen, ich muss nicht bewerten, sondern ich darf sein. Vielleicht sehen wir dann die Kakophonie der Gegenwart als eine Symphonie an, in der wir meditieren können, und nicht mehr als einen Angriff auf uns.“

In einer Szene stehen Jesus und Johannes der Täufer vor schnöden schwarzen Wänden. Die Live-Kameras fangen dies ein und die Bilder flimmern in Nahaufnahmen über die Leinwände auf der Bühne – inklusive Farbkorrekturen, Nebel und mit pompöser Musik: Sie bilden etwas ab, was so in Wirklichkeit gar nicht stattfindet, eine Ikonographie. Es ist Voges ein Anliegen, dass der Zuschauer unterscheiden lernt zwischen der Wirklichkeit und dem Bild davon, „und dass das Bild auch immer nur eine Perspektive ist, die etwas erzählen will, aber nur eine Krücke von Wahrheit ist“.

Voges begibt sich mit dem Stück auch auf die Spuren von Johann Sebastian Bachs Passionsmusiken – die beim Theaterabend neben REMs „Losing My Religion“ oder dem Serien-Intro von „Homeland“ erklingen. Und er verweist auf Pier Paolo Pasolini und dessen Verfilmung „Das 1. Evangelium – Matthäus“ von 1964. Wo der kommunistische und atheistische Pasolini wortgetreu auf der Grundlage des Matthäus-Evangeliums die Geschichten von Jesus nacherzählt, will Voges viele Möglichkeiten aufzeigen, wie es sein könnte, und sich nur nicht festlegen. Jedoch: „Es ist wichtig, sich bewusst mit dem christlichen Glauben auseinanderzusetzen“, macht der Theatermacher seinen Punkt. ■

„Die Kraft der Bibel liegt in den Worten Jesu“

Bastian Sick schreibt seit 13 Jahren über die Tücken und die Schönheiten der deutschen Sprache. Auch mit einem Bühnenprogramm tourt er durch das Land. Im Interview verrät er, was ihm an der Bibel besonders gefällt und warum er die neue Melodie des Kirchenliedes „Großer Gott, wir loben dich“ nicht mag. | DIE FRAGEN STELLTE JONATHAN STEINERT

pro: Viele unserer heute gebräuchlichen Redewendungen stammen aus der Bibel, erklären Sie im sechsten Band von „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ und führen 60 Beispiele dafür an.

Bastian Sick: Und das ist nur eine kleine Auswahl!

Lesen Sie in der Bibel?

Ja, häufig sogar.

Was davon spricht Sie besonders an?

Als Kind habe ich die Geschichten des Alten Testaments sehr geliebt, weil sie wie Abenteuergeschichten sind – Jona und der Wal oder Jakob und seine Söhne und die Flucht von Mose aus Ägypten. Später habe ich aber gesehen, dass die eigentliche Kraft der Bibel im Neuen Testament liegt, in den Worten Jesu. Denn er hat es ja überhaupt erst ermöglicht, Gott mit anderen Augen zu sehen: nicht als strafenden Richter, sondern als einen, der versteht und verzeiht. Aber die Vorstellung, dass Gott ein liebes Väterlein ist, das dasitzt und uns alle lieb hat, ist auch ein bisschen naiv und lässt sich so aus der Bibel nicht ableiten.

Auf Ihrer Webseite haben Sie beim Abriss über Ihre Biografie auch ein Bild von Ihrer Taufe aufgeführt. Warum erwähnen Sie das Ereignis da?

Getauft zu sein bedeutet mir etwas, das ist mir wichtig. Und Mitglied der Kirche zu sein – inzwischen wieder, ich war es auch mal eine Zeitlang nicht.

Was hat dazu geführt, dass Sie aus- und wieder eingetreten sind?

So ein jugendlicher Sturm und Drang, als ich zwischen 20 und 30 war und mir die Kirche dann doch etwas zu konservativ vorkam. Dort fand ich nicht mehr die Antworten auf die Fragen meines Lebens.

Ich entdeckte meine Sexualität und das Lotterleben eines Studenten, da war für die Kirche nicht so viel Platz. Als ich älter geworden bin, habe ich festgestellt, dass die Kirche aus Menschen besteht. Viele Menschen, die ich mag, gehen in die Kirche und sprechen darüber. Das hat mich dazu gebracht, mich wieder mehr damit zu beschäftigen. Irgendwann wurde ich gefragt, ob ich Pate einer meiner Nichten werden wollte. Darüber hab ich mich sehr gefreut und das war der Anlass, wieder einzutreten.

Zur Konfirmation haben Sie eine Schreibmaschine bekommen.

Genau, und zwar eine elektrische. Das war etwas ganz Besonderes, es gab ja

wäre, wenn ich auch mit zum Chor könnte, weil sie dann alle drei Kinder für ein, zwei Stunden aus dem Haus hatte. Ich musste vorsingen und hatte offenbar schon einen ausreichend hellen Knabensopran, der der Chorleiterin gefiel. Dass ich nicht lesen konnte, machte nichts, denn sie sang vor, alle anderen sangen nach. So lernten wir die Choräle. Dem Chor hielt ich ich über meine gesamte Kindheit die Treue, bis zum Abitur, also weit über meinen Stimmbruch hinaus. Ich hatte dann einen sehr schönen Tenor. **Tenöre werden ja immer gesucht.**

Wobei das ein reiner Frauenchor war. Mein Tenor passte sich wunderbar in die Altstimme ein. Ich konnte also wunder-

„Es ist mir wichtig, getauft zu sein.“

noch keine Computer oder Drucker. Schreiben und Vervielfältigen war unendlich mühsam, denn es gab noch keine Fotokopierer. Man musste mit Blaupausen arbeiten. Ich habe Theaterstücke geschrieben, die ich mit Mitschülern aufgeführt habe. Die Stücke musste ich immer zwei-, dreimal auf der Maschine tippen und dabei jedes Mal einige Durchschläge mit anfertigen, damit ich am Ende wenigstens zehn Exemplare hatte, sodass alle Mitspieler ihren Text lesen konnten.

Sie haben im Kirchenchor mitgesungen, bevor Sie lesen konnten. Wie ging das?

Ich war fünf Jahre alt und meine älteren Schwestern – sieben und neun Jahre – waren bereits Mitglied im Kirchenchor. Meine Mutter fand, dass es praktisch

bar dem Alt den nötigen Halt verleihen, wenn man so will. Erst als ich für den Wehrdienst nach Hamburg ging und meine Heimat verließ, bin ich aus dem Kirchenchor ausgetreten.

„Großer Gott, wir loben dich“ sei Ihr Lieblingskirchenlied, schreiben Sie. Was gefällt Ihnen daran so gut?

Ich mag die Melodie, die alte wohlge-merkt (singt). Die neue, ökumenische Melodie ist leicht verändert (singt). Für mich ist das Erhabene darin etwas verschwunden. Ich bin ein großer Freund von Hymnen. Wenn unsere Chorleiterin, die auch unsere Organistin war, in der letzten Strophe alle Register der Orgel zog und es dann wirklich vibrierte und alle aufstanden, hatte ich Tränen in den Augen. Nicht nur bei diesem Lied, son-

dern auch bei „O du fröhliche“. Das war unwahrscheinlich schön.

Mit Ihrem Misstrauen über veränderte Kirchenlieder sind Sie in guter Gesellschaft ...

Der Dichter Matthias Claudius, der hier aus der Gegend stammt, hatte seinerzeit schon Schwierigkeiten mit diesem Phänomen, dass Lieder geändert wurden. Er verspätete sich dann zum Gottesdienst, um bestimmte Lieder nicht mitsingen zu müssen, und kam direkt zur Predigt.

Im Liederbuch für den Deutschen Evangelischen Kirchentag wurden auch manche Textzeilen umformuliert – indem zum Beispiel weibliche Formen aufgenommen wurden, zum Teil zulasten des Reimes oder der Grammatik. Was halten Sie von solchen Anpassungen?

Ich finde es sehr bedenklich, wenn man aus politischen Gründen Sprache manipuliert und auch Kunst dadurch verändert. Gesellschaftlich bin ich hundertprozentig für die Gleichstellung von Frauen. Sie sollen das Gleiche verdienen wie Männer bei einer gleichwertigen Tätigkeit und Position. Aber dieses zwanghafte „Wir müssen überall die weiblichen Formen einführen“ ... Wir dürfen nicht mehr von Studenten reden, weil damit die Studentinnen angeblich unterschlagen werden. Das stimmt nicht. Das grammatische Geschlecht ist nicht gleichbedeutend mit dem natürlichen, biologischen Geschlecht. Nehmen Sie das Wort „die Person“. Das ist weiblich. Sind Männer keine Personen? Das ist vollkommener Quatsch. Da ist die Sprache zum Instrument der Politik gemacht worden. Immer, wenn das passiert, werde ich äußerst skeptisch.

Viele Lieder im Evangelischen Kirchengesangbuch sind schon ein paar hundert Jahre alt. Warum sollten wir sie trotzdem noch singen?

Sie sind Teil unserer Kultur und Tradition. Sie haben etwas Generationenübergreifendes. Ich finde es wichtig, dass die Jungen etwas lernen, was ihre Eltern und Großeltern auch schon gelernt haben. Auf diese Weise bildet sich ein Schatz, aus dem alle schöpfen können. Das betrifft nicht nur Kirchenlieder, sondern auch Volkslieder und Gedichte. Einen solchen gemeinsamen Schatz braucht jede Kultur, sonst bricht sie auseinander.

Welchen Tipp können Sie Kirchen geben, wenn sie über religiöse Themen kommunizieren?

Ich würde sagen: Besinnt euch auf eure Traditionen und macht nicht jeden modischen Quatsch mit. Es gibt ja immer Stimmen, die sagen: Die Kirche ist nicht mehr zeitgemäß, wir müssen uns der Jugend anpassen, uns modernisieren, zum Beispiel mehr Rockmusik singen. Natürlich muss sich die Kirche auch anpassen und verschiedene Strömungen des Zeitgeistes unter ihr Dach bringen. Aber man sollte das Eigentliche nicht aus den Augen verlieren. Die Kirche sollte sich immer auf das besinnen, wozu sie mal ins Leben gerufen wurde: Menschen zusammenzuführen, um das Wort Gottes zu verkünden, zu predigen, zu singen, und die Kraft des Glaubens zu beschwören als etwas Heilendes, etwas Wohltuendes, damit man getröstet und gestärkt wieder aus der Kirche nach Hause geht.

Vielen Dank für das Gespräch. ■

Bastian Sick, Jahrgang 1965, begann 1995 als Dokumentationsjournalist beim Nachrichtenmagazin Der Spiegel. Vier Jahre später wechselte er als Schlussredakteur in die Online-Redaktion. 2003 bekam er die Kolumne „Zwiebelfisch“, in der er humorvoll über häufige sprachliche Fehler und die grammatischen Hintergründe schreibt. Daraus wurde schließlich die Buchreihe „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ mit mittlerweile sechs Folgen. Seit 2006 ist er auch mit Bühnenprogrammen unterwegs.

Foto: Bastian Sick

Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion



Der Geschichtenerzähler

Samuel Harfst kann Geschichten erzählen, die das Herz berühren. Das zeigen die Lieder seines neuen Albums „Endlich da sein wo ich bin“. Es geht um die Beziehung zu Gott, zu sich selbst, zu seinen Mitmenschen. Man hört bis zum Ende hin, denn man möchte wissen, wie die Geschichten enden. Die Songs klingen ruhig, nachdenklich und der Gesang wird lediglich vom Klavier begleitet. Andere Stücke entsprechen mehr eingängigen Popsongs, bei denen man gern mal mitsingt. Jules Kalmbacher hat das Album produziert, der schon mit Musikern wie Mark Forster oder Xavier Naidoo arbeitete. Wer Samuel Harfst bisher gern hörte, dem wird auch sein neues Album gefallen. | **SWANHILD ZACHARIAS**

Samuel Harfst: „Endlich da sein wo ich bin“, Gerth Medien, 15 Euro, EAN 4260161531133



Rapper ermutigt: Es gibt Hoffnung im Chaos

Yeah! Freunde des Sprechgesangs werden sich über eine solch feine Hip-Hop-Platte freuen: Das aktuelle Werk „All Things Work Together“ des amerikanischen Rappers Lecrae ist musikalisch am Puls der Zeit. Der Künstler aus Atlanta hat eine krasse Jugend im Drogen- und Gangleben hinter sich, machte dann eine Kehrtwende zum Glauben. In die Schublade „Gospel Rap“ lässt er sich trotzdem nicht stecken. Das Lied „8:28“ zeigt in Bezug auf die entsprechende Bibelstelle aus dem Römerbrief, dass „denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen“, um charakterlich geformt zu werden und zu wachsen. Der Hörer soll verstehen, auch im Chaos gibt es Hoffnung. Gleichzeitig übt der Rapper Sozialkritik. Wenn es einer authentisch überbringen kann, dann Lecrae. | **MARTINA BLATT**

Lecrae: „All Things Work Together“, Columbia Records Group via SCM Hänssler, 14,99 Euro, ISBN 889854853129



Gute Botschaft für alle Lebenslagen

Schlechte Laune? Es gibt – im wahrsten Sinne des Wortes – gute Nachrichten: Rend Collectives neues Album „Good News“ ist erschienen. Ab in den CD-Player mit der CD der Irish-Folk-Worship-Band, und die Stimmung wird sich schon beim ersten Ohrwurm „Life is beautiful“ aufhellen. Lyrische Texte, froh machende Melodien und die Leichtigkeit des Folk Rock machen die Platte zu echter Gute-Laune-Musik. Die Melodien und Texte über Gott, den „Künstler des Lebens“, der die Seele jubeln lässt, helfen, Sorgen und Alltagsprobleme wieder ins rechte Maß zu setzen angesichts der Größe des Schöpfers. Beim nächsten Album darf aber gerne wieder mehr gefiddelt werden! | **STEFANIE RAMSPERGER**

Rend Collective, Capitol Christian Distribution via SCM Hänssler, 13,99 Euro, ISBN 0602547378460



Die helfende Hand im New Yorker Drogensumpf

Der junge Puerto Ricaner Victor Torres (Patrick Davies) zieht in den Sechzigerjahren mit seiner Familie nach New York. Das Leben ist hart: Sein Vater verliert den Job. Was Victor auffängt, sind seine Freunde in der Straßengang Roman Lords. Schnell rutscht er in die Kriminalität ab. Erst verkauft er Drogen, dann wird er selbst heroinabhängig. Der Film „Victor“ ist ein Gangsterfilm mit gutem Rockabilly-Soundtrack, der sich zu einem Drogen- und Entzugsdrama entwickelt. Der weiße, blonde und blauäugige Pastor Jimmy (Josh Pence) weist dem Latino den Weg aus dem Drogensumpf. Er führt ihn an einen Ort, wo er Gnade und Heilung findet. Das Werk ist leider voller Stereotypen: der draufgängerische Victor, die liebevolle Mutter, der bössartige Drogenboss und der gütige Pastor. Den Charakteren fehlen Facetten und Grautöne. Das schwächt die Botschaft ab, dass Gott den Menschen in schweren Zeiten die helfende Hand reicht. | **MICHAEL MÜLLER**

„Victor – Die wahre Geschichte des Victor Torres“, DVD, SCM, FSK 12, 105 Minuten, 15 Euro, Artikel-Nr. 924972000



„Ich bin nicht auf der Welt, um nett zu sein“

Die Supervisorin Ille Ochs kann aus jeder Beobachtung im Alltag eine Botschaft fürs Herz gewinnen. In ihrem Buch „Ich bin so frei“ versammelt die Tanz- und Bewegungstherapeutin „Geschichten, die die Autorin selbst berührt haben“, wie Petra Schulze, Evangelische Rundfunkbeauftragte beim WDR, in ihrem Vorwort schreibt. Ochs, Schwester des Liedermachers Peter Strauch, hat vor einem Jahr in ihrem Buch „Im Käfig der Angst“ über den sexuellen Missbrauch durch ihren Vater geschrieben. Nun gibt sie Rat, wie man eine innere Freiheit findet und mit Ablehnung umgeht. Sie spricht Probleme an, die gerade in christlichen Kreisen auftauchen können, und ermutigt ihre Leser dazu, gerade die Zweifler und Querdenker in Gemeinden willkommen zu heißen. Einer von Ochs' vielen guten Ratschlägen lautet entsprechend: Findet wieder das Kind in euch! Für sie selbst sei eine wichtige Erkenntnis:

„Nein, ich bin nicht auf der Welt, um nett zu sein.“ | **JÖRN SCHUMACHER**

Ille Ochs: „Ich bin so frei. Abgeschminkt, vernarbt und wunderschön“, SCM Hänssler, 192 Seiten, 14,95 Euro, ISBN 9783775158473



Heinrich Heine: Jude, Kirchenkritiker, Christ

Der Heine-Experte Christian Liedtke hat all jene Stellen aus dem Werk des großen Dichters zusammengestellt, die Glaube und Religion betreffen. Denn Heine, der später vom Judentum zum Christentum konvertierte, war längst nicht nur Religionskritiker, sondern glaubte durchaus. Vor allem in seiner „Matratzengruft“, in der er acht Jahre bis zu seinem Tod krank verbrachte, hing er einem geradezu leidenschaftlichen Glauben an und las oft in der Bibel. „Gott war immer der Anfang und das Ende aller meiner Gedanken“, schrieb der Mann, dessen Werke der Vatikan einst auf den Index gesetzt hatte. Und: „Man hat mir vorgeworfen: ich hätte keine Religion. Nein, ich habe sie alle.“ Das und vieles Informatives mehr vermittelt das Buch, dessen Nachwort des Herausgebers besonders aufschlussreich ist. | **JÖRN SCHUMACHER**

Christian Liedtke (Hrsg.): „Heinrich-Heine-Katechismus“, Hoffmann und Campe, 256 Seiten, 18 Euro, ISBN 9783455001846



Aufklärung gegen falsche Toleranz

„Wir glauben doch alle an denselben Gott.“ Diese von ihm so genannte „Toleranzformel“ prangert der Autor Hilmar von Erlenburg in seinem Buch „Der Islam aus dem Blickwinkel der Bibel“ als Irrlehre an. Mit vielen Beispielen und starken Argumenten erläutert er, worin sich Christentum und Islam unterscheiden. Allerdings enthält das Buch Ungenauigkeiten. So bezieht er etwa Gottes immerwährende Liebe in Jeremia 31,3 direkt auf die Christen, ohne den ursprünglichen Bezug auf Israel zu erwähnen. Zudem nennt er Jakobus und Petrus als Evangelisten und betont, dass es zwischen den Evangelien „keine Widersprüche“ gebe. Das dürfte jedoch nicht jedem Leser unmittelbar einleuchten. Positiv hervorzuheben ist, dass er Vorwürfe, die oft gegen Christen ins Spiel gebracht werden – wie etwa die gewaltsamen Kreuzzüge – aufnimmt und entkräftet. Das Buch ist eine Hilfestellung für einen ernsthaften Dialog mit Muslimen und für die Auseinandersetzung mit Anhängern der „Toleranzformel“. | **ELISABETH HAUSEN**

Hilmar von Erlenburg: „Der Islam und die Bibel“, Lichtzeichen, 190 Seiten, 8,95 Euro, ISBN 9783869543444



1890 war alles besser

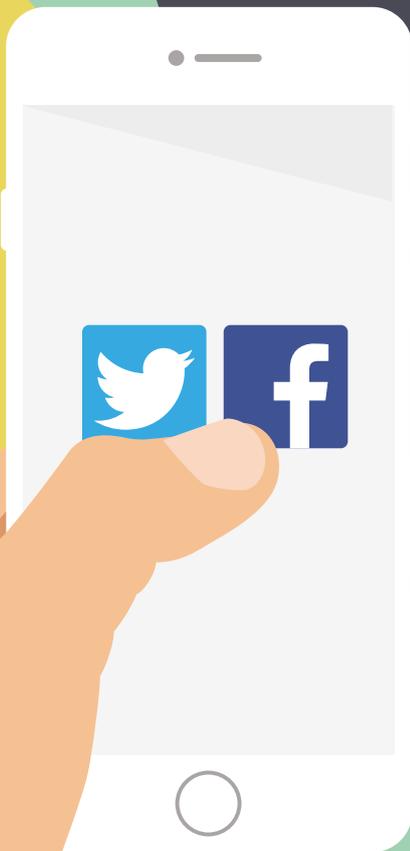
Früher war alles besser. Das muss ein Theologieprofessor in dem Film „Die Zeitreise“ feststellen, der aus dem Jahr 1890 in unsere heutige Zeit reist. Mit der Moral geht es im Jahr 2000 bergab. Die Kinder hören zu laut Fernsehen und in Kinofilmen wird geflucht. Den christlichen Gemeinden geht es weniger um die klare Botschaft von der Umkehr als vielmehr um ein buntes Freizeitangebot. Die Menschen in der Zukunft scheinen viel gottloser zu leben als im Jahr 1890. Und das Hauptwerkzeug des Satans ist die Unterhaltungsindustrie. Der Film aus dem Jahr 2002 spielt unterhaltsam das Gedankenexperiment durch und zeigt dabei viel Liebe zum Detail. Aber leider versteift er sich zu sehr zu einer Moralpredigt. Man möchte den zeitreisenden Professor aus dem Jahr 1890 gerne fragen: Können Nichtchristen nicht genauso gut Moralpredigten halten? Und war Ihre Zeit wirklich so viel besser? | **JÖRN SCHUMACHER**

„Die Zeitreise – Ein Blick in die Zukunft ändert alles“, DVD, Great Movies/Gerth Medien, 95 Minuten, FSK 6, 14,99 Euro, ISBN 4051238060119

Nah dran und gut vernetzt.

Besuchen Sie uns
– bei **Facebook**
und **Twitter**.

- > twitter.com/pro_magazin
- > facebook.com/pro.christliches.medienmagazin



Für alle
Vorwärtsdenker

pro-medienmagazin.de

pro